Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 11 | Bremen-Berlin, den 11. März | 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Abendgang. Von Johann Beyer. — Schiller-Predigten. Von Gerhard Freybe. — Gegen den Schmutz in Wort und Bild. Von Aug. Kind. — Eine Erinnerung an das neueste römische Jubiläum. Von H. — Robert Reinick. II. Von Gerhard Freybe. — Die russische Kirche. IV. Von G. Schönwald. — Vom Büchertisch.

Abendgang.

Der Abend sank. Ich war hinausgegangen
Auf unsern Friedhof draußen vor der Stadt.
Ich weile gerne dort bei meinen Lieben,
Die lange schon die kalte Erde deckt,
Am Grab der Mutter und am Grab der Freunde.
Mir war recht weh ums Herz. Wie manche Hoffnung,
Wie viele Wünsche liegen hier begraben,
Wie viele Tränen deckt das stumme Grab! —
Im tiefen Sinnen ging ich da verloren.
Da fiel mein Blick auf einen frischen Hügel,
Von letzten Liebeszeichen reich bedeckt,
Und mitten drauf ein frischer Kranz von Rosen
Mit weißem Bande, leis bewegt vom Wind.
Ein rührend Bild! Ich trat hinzu, zu lesen,
Und las im Abendlichte diese Worte:
„Auf Wiedersehn, geliebte Mutter, droben!" —
Das schnitt mir tief ins Herz. Dieselben Worte,
Ich sprach sie einst am Sarge meiner Mutter,
Als ich auf immer von ihr Abschied nahm.
Auf Wiedersehn, da oben, liebe Mutter!
O frommer Glaube aus der Kindheit Tagen,
Mit heißer Sehnsucht hängt das Herz an dir!
Doch ach, die harte, rauhe Hand des Lebens
Und die erbarmungslose Wirklichkeit,
Sie reißen Stück um Stück herab vom Himmel,
Vom Paradies, das sich das Kind erträumt.
Ein ewig Rätsel hält das Grab verschlossen,
Und nimmer dringt der Menschengeist zu ihm. — —
Ich stand noch lange dort am stillen Grabe,
Da klang die Friedhofsglocke — und ich ging.
Von ferne grüßten aus der Stadt die Lichter;
Es pfiff ein Zug, es rasseln Wagen an.
Vertraute Klänge! Vor mir lag das Leben,
Und heimwärts ging's, nach Haus, zu Weib und Kind.
Da lachten helle Augen mir entgegen,
Und lustig rief mein Kleinster: „Papa, tomm!" —
— Die Liebe sprach's. Was kann es Schön'res geben!
Nun möge kommen, was da kommen mag,
Es lebt die Liebe, und so will ich leben,
Und lieben will ich bis zum letzten Tag.

Johann Beyer.

Schiller-Predigten.

Entsetzliches Wort! Beinahe so schlimm wie „Zarathustra-Predigten"; nur freilich, daß Schiller kein solcher ausgesprochener Antichrist wie Nietzsche war. — Und noch dazu nicht eine, sondern 20 Schillerpredigten, Sonntag für Sonntag, für alt und jung! O Bremen, was ist in deinen Mauern möglich! Wohin haben sich deine kirchenregiment- und somit halt-losen Prediger verirrt! Du hast den Namen, daß du lebst, und bist tot! Gottes Wort, nicht Schillers Werke, gehört auf die Kanzel! Selbst sonst ziemlich vorurteilsfrei denkende Menschen und druckende Zeitungen meinen hier etwas mit den Achseln zucken zu müssen. Das geht doch zu weit, noch weiter als D. Fischer in Berlin; nein, die Männer vom Protestantenverein haben doch wirklich allzuwenig kirchlichen Takt!

Gewiß, Gottes Wort gehört auf die Kanzel; das geben wir dem „Bremer Kirchenblatt" (Missionsinspektor Schreiber) und den vielen befremdeten Laien gern zu. Aber da fängt ja gerade die Schwierigkeit an. Was ist denn Gottes Wort? Doch nicht alles in der Bibel! Nicht die Rachepsalmen, nicht Teile der Chronik- und Mosesbücher, nach Luther weder Jakobusbrief noch Johannesoffenbarung. Und wenn Paulus überzeugt und voll Hoffnung war, daß stets in der christlichen Gemeinde der Gottes- und Christusgeist lebendig sei und zu prophetischer Rede wirke, dann hat er selbst nicht die Offenbarung oder das Wort Gottes auf seine Zeit beschränken wollen. Selbst ein so orthodoxer Mann wie der verstorbene Greifswalder Professor Cremer sagte: wenn Petrus in der Zeit seines Streites mit Paulus in Antiochia einen Brief geschrieben hätte, so dürfte er nicht im Kanon des Neuen Testaments stehen. Umgekehrt möchte ich fragen: wenn wir die von Paulus selbst genannten und seinen Lesern empfohlenen Paulusbriefe an die Korinther (außer den beiden biblischen) und an die Laodicäer auffänden, müßten wir denn nicht auch heute noch den Kanon, also das biblische „Wort Gottes" vermehren?

Gewiß, die christliche Gemeinde erwartet und man tut auch gut, daß man in der Regel eins der vielen ewig wertvollen und stets lebendig bleibenden Bibelworte oder auch

größere Abschnitte den Predigten zu grunde lege. Aber überschätzen wir diesen Brauch doch nicht! Wer nur etwas die orthodoxen Predigten kennt, aus der Kirche und aus Predigtbüchern, der weiß, 1) daß (auch bei Orthodoxen, nicht nur bei Liberalen) sehr oft der Text nur Motto, Ausgangs- oder Anknüpfungspunkt, oft auch nur Sprungbrett ist, um etwas anderes zu behandeln, so bei vielen Festpredigten, die zu Ehren verstorbener Männer gehalten werden; 2) daß aber selbst bei sogenannten „textgemäßen" Predigten, die den Text auslegen und dann anwenden, sehr oft die Auslegung keineswegs eine textgemäße ist, am wenigsten bei den Predigten über alttestamentliche Texte, da legen wir fast stets — wenn wir fruchtbar predigen wollen — christliche Gedanken, Motive und Erfahrungen hinein oder tragen sie heran; aber auch aus neutestamentlichen Texten wird oft ganz etwas anderes gemacht, als seiner Zeit der Verfasser damit bezweckte.

So kann man prinzipiell nichts dagegen einwenden, wenn gelegentlich auch ohne biblischen Text gepredigt würde. Nicht der Text, sondern die Ausführung bestimmt die Christlichkeit einer Predigt. Gewiß ließen sich unzählig viele christliche Sermones, Predigten und Reden aus allen Zeiten geltend machen, denen kein einziger Mensch echt christliches Gepräge absprechen würde, und die doch ohne bestimmten Text gehalten sind. Jesus und Paulus haben längst nicht immer an biblische Texte angeknüpft; letzterer hat sogar über ein heidnisches Dichterwort gepredigt, unsere Missionare werden es noch oft ebenso machen; aber auch die an Christen gerichteten ältesten Predigten, wie Hebräerbrief und zweiter Clemensbrief, sind ohne Text geschrieben. Es würde gewiß ein uns sehr günstiges Resultat ergeben, die christliche Predigtliteratur daraufhin zu untersuchen, wieviel bibeltextfreie Predigten gehalten worden sind. Freilich soll man nicht damit prahlen, Predigten ohne Bibeltexte zu halten; nur die prinzipielle Berechtigung dazu muß zugegeben werden.

Aber ohne Text predigt der Schillerprediger Burggraf durchaus nicht. Er hat eine hohe Bibelverehrung und Bibelliebe. Was sonst in reformierten Kirchen sehr selten und selbst in Ansgarii in Bremen nicht die Regel ist, tut B. sogar: er erscheint vor dem Altar und verliest dort einen Text, etwa eine der sonntäglichen Perikopen oder sonst etwas; und auf der Kanzel beginnt er auch mit Vorlesung eines biblischen Textes; aber er behandelt ihn auch wirklich. Im orthodoxen „Bremer Kirchenblatt" (Nr. 6, 1905) berichtet Missionsinspektor Schreiber:

„Es ist keineswegs so, daß Herr Pastor Burggraf die Bibel durch Schiller ersetzen will. Die erste Predigt hatte 2. Petri 1, 11 zum Text: „Und also wird euch reichlich dargereicht werden der Eingang zu dem ewigen Reiche unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi." Es wurde aufs nachdrücklichste der Gedanke betont, daß Christus, der Sündlose, unendlich hoch über Schiller stehe, dem vielfach irrenden Menschen, und daß Christus der sonnige Mittelpunkt all unseres Glaubens und Denkens sein und bleiben müsse. Die zweite Predigt über „Die Künstler" hatte den Grundgedanken, daß die Kunst auch in der edelsten Form keine erlösende Macht sei, sondern allein die Religion, der Glaube, zu dem ein Luther sein Volk geführt habe; die Kunst sei nur eine göttliche Kraft der Heiligung für den in Christus bereits erlösten Menschen. Der dritten Predigt über „Die Räuber" habe ich selbst als Zuhörer beigewohnt. Als Text dienten Joel 3, 1: „Eure Ältesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen", sowie 2. Kor. 3, 6: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig". Dem Buchstaben nach seien die „Räuber" nichts weniger als kanzelfähig und kein Evangelium fürs Volk. Aber wer auf den Geist der Dichtung achte, gewahre etwas Herrliches, ein großes Gesicht, das der jugendliche Dichter erblickte, der mit dem Tiefblick eines Gottespropheten in das Innerste der deutschen Volksseele schaute. Es waren die schon von Tacitus gerühmten oculi truces, die Zornaugen des deutschen Geistes in ihrem hohen Seelenfrieden; keine weltverlorenen Träumeraugen, sondern Adleraugen, die im Lichte der Sonne Kraft trinken zu großen Taten, aber doch in Demut Gott und ein höheres Gesetz anerkennen und mit ihrem in die Tiefe des Gemütes reichenden Sehnerv erkennen, daß das eigene Werk nicht mehr bestehen kann. „So stirbt der Germane an seinen leuchtenden Augen." Im Namen Schillers, des Propheten der Jugend, rief dann der Redner die Jugend von heute gegenüber der materialistischen Flut zum Idealismus auf. Der Geist Hermanns aus dem Teutoburger Walde solle sie begeistern, der Geist Jesu Christi, der Christus, der aus dem Bibelbuchstaben und Dogmen auferstanden ist, der seine Verklärung darin hat, daß er als der Lebendige seine Herrlichkeit immer weiter und reicher entfaltet, weit über die Grenzen der biblischen Christentumsfassung hinaus, der in Schiller sein Werkzeug gehabt, wie in einem Luther und Paulus. Diesem deutschen Christus schenke dein Herz! Er lasse deine Ältesten Träume unvergänglicher Jugend haben und deine Jünglinge ideale Gesichte sehen!"

Enthält diese letzte Predigt über die „Räuber" besonders sittliche Impulse, so ging doch auch aus ihr deutlich hervor, daß B. das Schillerdrama auch zur Illustrierung biblischer und christlicher Gedanken benutzte und so den Satz seines Programmes erfüllte, nicht „literaturgeschichtliche und ästhetische Darbietungen, sondern im Dichterwerk die Verkündigung Christi und seines Evangeliums" zu bieten. Und sollte es nicht erlaubt sein, Illustrationen aus allen Gebieten zu nehmen? „Alles ist euer", also auch das Leben eines so reich begabten Dichters, in dem sich oft auch die Gedanken und Empfindungen der Suchenden unserer Tage wiederspiegeln. Wie tiefreligiös und zugleich auch unmittelbar praktisch B. in seinen Schillerpredigten sein kann, zeigte seine Predigt über „Die Götter Griechenlands" und „Die vier Weltalter" am 19. Februar; diese Predigt hat mir nicht nur alle Bedenken zerstört, sondern noch mehr als die inzwischen in der „Christlichen Welt" gedruckte Predigt über „die Räuber" gezeigt, welch' guten Griff B. getan hat, und daß man wirklich nicht über die Predigten urteilen darf, ohne sie selbst gehört zu haben und ehe sie gehalten sind. Text war Psalm 42, 2—3, der Hauptinhalt etwa folgender: Den in seinem Liede „An die Freude" enthaltenen Gottesglauben hat der Dichter bewahrt auch in Zeiten, da seine Freudenstimmung zurückgedämmt war. Sein ganzes Leben und Dichten war eine freilich nicht kirchliche Wiedergabe der eben gesungenen Worte: „Dir, dir Jehova will ich singen" usw. — Auch in den Göttern Griechenlands?, in denen uns all' die alten Götter, Berg- und Quellgeister wieder begegnen? In dem der Untergang des griechischen Heidentums so tief beklagt wird? „Einen zu bereichern unter allen, mußte diese Götterwelt vergehn!" Doch der kennt Schiller herzlich schlecht, der in diesem Gedicht etwa eine Absage an den Monotheismus und eine Sehnsucht nach Rückkehr des Polytheismus erblicken wollte. Ein Jahr darauf hat Schiller in seiner Antrittsvorlesung in Jena ja das Christentum „das größte Faktum der Weltgeschichte" genannt, und drei Jahre vor seinem Tode in den „Vier Weltaltern" gezeigt, wie der Mensch aus dem nur dem Augenblick dienenden Hinleben im Griechentum erst nach dem Zusammenbruch der heidnischen Religion fähig geworden sei, sich in der Wahrheit, Freiheit, Reinheit seiner höheren Natur zu begreifen und den Boden einer idealen Anschauung mit hohen Zwecken und großen Zielen zu gewinnen. Seine briefliche Kritik von Goethes „Wilhelm Meister" hebt hervor, daß Goethe nicht ganz dem Christentum gerecht geworden sei, in dem Schiller die Anlage zu dem Allerhöchsten und Edelsten, die Menschwerdung des Heiligen, die einzig ästhetische Religion, das heißt im Sinne Schillers: die einzige für einen höher strebenden Menschen mögliche Religion erblickte. Schiller wurzelte ganz im Monotheismus; seine „Götter Griechenlands" sind der Notschrei einer nach dem lebendigen Gott dürstenden Seele. Kennst du dies Dürsten nach dem lebendigen Gott? Dann folgten Schilderungen verschiedener Zustände, wo der Mensch

dieses Dürsten der Seele besonders verspürt: An Sarg und Grab, unter schweren, sinnlichen Anfechtungen, die das Gewissen straft, im Leiden unter eigener Schuld, in der Reue über vergeudete Zeit und Kraft, in der Sehnsucht nach Vergebung, in rauher Umgebung, in Zeiten der Vereinsamung und Nichtachtung. In solcher Lage war damals Schiller. Von Körners warmem Freundesherzen fort in das für ihn so kalte, eisige Weimar versetzt, in dem damals Goethe alles war und Schiller anfangs nicht die geringste Anerkennung fand. Er stammte aus einem echt evangelisch-frommen Hause, aber der Pfaff, der Pietist und, was viel schlimmer ist, der Hierarch, sein Confirmator, hat ihm das Christentum und seinen Gott in der abschreckenden Gestalt des den blutigen Versöhnungstod des eigenen Sohnes heischenden, grausamen, unerbittlichen Herrn geschildert, in dessen Auftrag Zilling die menschliche Natur nur niederschlagen und töten, aber nicht aufrichten und erheben wollte und strammste Kirchenzucht übte. Trotzdem suchte der ernste Karlsschüler sich in diesen lieblosen Gott hineinzudenken und -zufühlen. Bald raubte ihm jedoch die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft den Gott, der Wunder tut; er zerfiel mit diesem Gott der Außenwelt und damit mit dem Gott der Kirchenlehre, aber nicht mit dem Gott des Christentums, wie wir ihn kennen. Aber sein Herz dürstete weiter nach dem lebendigen Gott, und so schuf er sich ein theosophisch-pantheistisches Gottesbild: „wo ich einen Körper sehe, da ahne ich einen Geist“ (in seinen „Juliusbriefen“). Nun kam er zu dem ernsten Kantianer Körner mit dem festen sittlich-erkenntnismäßigen: „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt.“ Daß auch dieser mehr theoretische wie praktische Gottesglaube, dieser jenseitige Gottesbegriff Schiller nicht befriedigte, zeigt sich eben gleich nach seiner Trennung von Körner, in dem für Schiller anfangs so lieblos-eisigen Weimar; sein sittlicher Wille und seine Erkenntnis zwingt ihn, einen Gott zu glauben, aber er fühlt sich von ihm noch nicht persönlich berührt. So beneidet er fast die Griechen: Ach, was seid ihr glücklich gewesen, daß ihr eure Götter so nahe haben konntet; nicht daß er in diesem Griechen-Glauben einen Ersatz gesucht oder vermutet hätte für das, was ihm leider die Kirche seiner Tage nicht bot! Dieser selbe Zwiespalt zwischen Kultur und Gottessehnsucht, der gleiche Notschrei wird in der Gegenwart laut: Ach, der Unglaube tötet mich! Ich möchte und will ein Mensch der Gegenwart bleiben und doch zugleich ein Kind meines himmlischen Vaters sein! Das wird nicht erreicht in der Rückkehr zum Buchstabenglauben oder durch Unterwerfung unter alle Anschauungen der heiligen Schrift. Bei aller Anerkennung, Hochachtung und persönlichen Sympathie für die Orthodoxen mit ihrem Ernst und Eifer und ihrem tatkräftigen Wirken in innerer und äußerer Mission fordert B. doch entschieden von ihnen auch Anerkennung der liberalen Richtung, die allein die Gottsucher unserer Tage zu Gott und zum Frieden führen kann; es ist Frevel und Wahnwitz gegen Gott den Lebendigen, aufrichtigen Männern die Kanzel verwehren zu wollen, die doch auch aus Jesu Fülle Gnade um Gnade schöpfen und in Kraft dieser Gottesgnade, nicht mit schwacher Menschenkraft, andere zu Gott führen, den inneren Zwiespalt beseitigen, die Gottessehnsucht stillen möchten. Schillers Geist, an Luthers Geist gebildet, muß wieder lebendig werden auch in der Kirche, damit die Suchenden zum Frieden kommen. Wenngleich Schiller nicht, wie der Bremer Pastor Mallet einst bedauerte, vor Gott seine Knie gebeugt, wenngleich er gestanden hat: „ich bete nie“, so zeigt doch sein Gedicht: „Die vier Weltalter“, daß er den inneren Zwiespalt überwunden, daß er den lebendigen Gott gefunden hat; nun war sein ganzes Dichten ein großes Gebet, und er bedurfte keiner besonderen Gebetsworte. Freilich ist daneben auch die andere Form der Frömmigkeit notwendig und berechtigt, daß wir mit Luther Gott bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten. Beides muß zusammen bleiben und sich innig verschmelzen: die innig betende Herzensfrömmigkeit und der hohe Seelenflug des Dichters, der Paulusgeist eines Luther und die Johannesseele eines Schiller. Das möge die Kirche der Zukunft werden, die die Menschen zu Gott, dem Licht, der lebendigen Quelle führe; so werden die suchenden Menschen wieder bekennen können: „Das Leben in dieser Welt ist doch schön!“

Diese Predigt, vor einer ungewöhnlich großen Zuhörerschaft gehalten, machte sichtlich tiefen Eindruck und war der beste Beweis gegen alles, was man sonst gegen B. sagen mag.

Kirchliche Gedenkfeiern berühmter Männer sind ja nichts ungewöhnliches; Herder und Kant, Julius Mosen und Ludwig Richter sind auf Bremer Kanzeln und nicht etwa von sogenannten „Radikalen“ geehrt worden. Der „Kunstwart“ findet eine Kirche viel geeigneter zu würdiger Schillerfeier als ein Gasthaus. Freilich, daß 20 Schillerpredigten gehalten werden und nicht nur 2 oder 3, ferner daß selbst Tage, an denen man nur den Seelsorger zu hören erwartet, Konfirmation und erste Abendmahlsfeier, schon im voraus mit Schillerstoffen besetzt sind, ebenso wie der Charfreitagsplan (Maria Stuart) haben mich anfangs geradezu peinlich berührt; aber so gut wie Schillers „Götter Griechenlands“ von B. zu wahrhaft seelsorgerischer Predigt, zum Eingehen auf die heutigen Seelennöte unzählig vieler ernster, denkender Menschen verwertet worden sind, so dürfen wir ihm dasselbe Verfahren, das nie auch nur im geringsten die Grenzen des kirchlichen Taktes überschritten hat, auch für die übrigen Tage zutrauen; ein jeder ist eben nicht so wie B. gründlicher Schillerkenner und tiefgründiger frei-inniger (was noch höher ist als frei-sinniger) Theolog zugleich. Mögen viele Orthodoxen mit P. Schreiber es als ein „unerfreuliches Ereignis“ hinstellen von ihrem fertigen Standpunkt einer fix und fertig gegebenen, abgeschlossenen Religion und Offenbarung aus, — alle Suchenden werden es als ein sehr „erfreuliches“ begrüßen und Herrn Pastor Burggraf dankbar sein; für sie trifft ja das Goethewort zu:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein!“

Gerhard Freybe.

Gegen den Schmutz in Wort und Bild.

In Berlin hat sich ein „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild“ gebildet. Die Anregung dazu hat der bekannte und verdiente Schriftsteller Otto von Leixner in Groß-Lichterfelde gegeben. Er ist auch die Seele des Bundes. Am 16. Juni 1904 wurde der Volksbund begründet. Männer der verschiedenen Parteistellung bildeten den Vorstand. Die Satzungen sind sehr einfach gehalten. § 1. Der Volksbund bezweckt die sittliche Gesundung des deutschen Volkes, insbesondere durch Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Konfessionelle und parteipolitische Bestrebungen sind ausgeschlossen. Der Sitz des Bundes ist Berlin. § 2. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles sollen u. a. dienen: a) Einwirkung auf das allgemeine Sittlichkeitsbewußtsein durch Abhaltung von Vorträgen, Verbreitung von Schriften, Zeitungsartikeln u. dgl. b) Schriftliche und mündliche Vorstellungen bei Behörden, Parlamenten usw § 3. Mitglied des Bundes kann jeder Großjährige werden, welcher sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindet und sich zu einem Jahresbeitrag von mindestens 2 Mark verpflichtet. Vereine, welche bereit sind, die im § 1 bezeichneten Bestrebungen zu unterstützen, können als Mitglieder aufgenommen werden. §§ 4—8 behandeln das innere Verfassungsleben des Bundes.

Der Volksbund erließ einen allgemeinen Aufruf, der viele Unterschriften aus den verschiedensten kirchlichen und politischen Lagern gefunden hatte. Am 24. Januar fand der erste Vortragsabend in einem Saale des Architektenhauses in Berlin statt, der bis auf den letzten Platz gefüllt war. Nur Herren hatten Zutritt. Nach einem warmen Eröffnungswort von Otto von Leixner hielt Dr. Marcinowski, Leiter des Sanatorium Woltersdorfer Schleuse bei Erkner, einen

klaren und instruktiven Vortrag über: „Krankhafte Richtungen geschlechtlicher Sinnlichkeit und ihre Entstehungsgesetze“ und sprach Professor D. Pfleiderer in ernster und ergreifender Weise über: „Sittlichkeit und Volkswohlfahrt“. Nach der eindrucksvollen Versammlung erfolgte eine Reihe von Beitrittserklärungen.*)

Der „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild“ ist leider eine Notwendigkeit geworden. Es handelt sich um Vorsorge gegen ein Gift, das viel weiter verbreitet ist, als man ahnt, und die leibliche und geistige Gesundheit unseres Volkes viel schlimmer untergräbt, als man sich gewöhnlich klar macht. Es herrscht in der Gegenwart eine unheimliche Geschäftigkeit, durch Wort und Bild die Lüsternheit der Menschen zu erregen, ja durch Schilderung perverser Triebe perverse Neigungen zu züchten. Seiner Zeit hat die Lex Heinze zu leidenschaftlichen Erörterungen und Kämpfen geführt. Der Grundgedanke des Gesetzes war durchaus richtig. Leider hat das Zentrum den ursprünglichen Entwurf mit allerlei bedenklichen Zusatzanträgen belastet, so daß alle gesunden und natürlichen Empfindungen und Äußerungen, selbst alle klassischen Werke der Kunst und Wissenschaft, nicht mehr sicher davor waren, das Brandmal des Unsittlichen aufgedrückt zu erhalten. Es macht sich auch heute gewiß in manchen Kreisen eine sträfliche Prüderie breit, die, gelinde gesagt, lächerlich ist. Ist doch unglaublich, wie ängstliche Gemüter sich nicht genug tun können, harmlose, längst eingebürgerte Lieder zu verballhornen. Aber darüber darf die ungeheure Gefahr nicht übersehen und vergessen werden, die durch reizvolle oder aufdringliche Darstellung sittlichen Schmutzes vielen Seelen droht. Der Kunst sollen und dürfen nicht engherzig Schranken gezogen werden. Auch das Nackte darzustellen, ist ihr gutes Recht. Eine andere Frage ist schon, ob Vervielfältigungen solcher Kunstwerke gerade in den Schauläden ausgestellt werden müssen. Davor sammeln sich sehr viele, besonders die unreife Jugend, nicht um für die Kunst Gefühle in sich wecken zu lassen. Und wenn man gar Vervielfältigungen derartiger Kunstwerke auf Postkarten anbringt, so ist das scharf zu verurteilen, denn damit will man keine Kunst fördern, sondern rechnet auf etwas ganz anderes. Aber Bilder und Zeichnungen, die man in Schauläden sieht, haben vielfach mit Kunst überhaupt nichts zu tun, sondern sind einfach gemein, recht oft völlig witzlos, nur gemein. Niedrige Geldspekulation wendet sich einfach an die niederen Instinkte. Dagegen gilt es einzuschreiten, und die öffentliche Meinung ist es vor allem, die sich gegen diesen seelenmörderischen Unfug mit aller Entschiedenheit auflehnen muß. Es gibt aber nicht nur schmutzige Bilder, sondern auch schmutzige Zeitungen und Bücher. Es fehlt nicht an Witzblättern, die sich nicht scheuen, ja die, um Absatz zu finden, geradezu darin etwas suchen, sich an die Sinnlichkeit zu wenden. Alle Satire in Ehren, aber gemein braucht sie nicht zu sein und soll sie nicht sein. In Büchern und Schriften dürfen auch die geschlechtlichen Dinge zur Sprache kommen. Im Leben spielen sie ja tatsächlich eine große Rolle. Aber es kommt darauf an, wie davon geredet wird. Wenn Schriftsteller Verirrungen auf diesem Gebiete leichtfertig behandeln oder, um pikant zu sein, breit ausmalen, so sollte so viel sittlichreiner Geist in unserer Gesellschaft vorhanden sein, um derartige Machwerke einfach abzulehnen. Leider aber finden Sensationsromane, die eine starke Beimischung von Darstellung sittlichen Schmutzes enthalten, Abnehmer wie wenig andere Bücher. Mancher redet sich dabei ein, man müsse doch so etwas lesen, um darüber ein Urteil zu haben. Der größte Krebsschaden sind aber die bewußt gemeinen Bilder oder illustrierte Schmutzliteratur, die man auf verborgenen Wegen vertreibt. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man erfährt, was da geboten wird, und zwar von gewissenlosen Leuten, denen lediglich daran gelegen ist, mühelos Geld zu verdienen. Und wer sind die Abnehmer dieser die Phantasie und damit das Geistes- und Gemütsleben verheerenden Schundware? Notorisch Jungen und Mädchen von 13 bis 15 Jahren! Die Anpreisung dieser Gemeinheiten wird ja bis an die Schulen ohne Scheu getragen. Da heißt es denn doch: Augen auf und dem Verderben gewehrt! Eltern und Erzieher wundern sich oft, daß sie das Wesen der ihnen Anbefohlenen nicht mehr verstehen, oder begreifen nicht, auf was für Wege die Kinder oder jungen Leute verfallen. Die Erklärung ist aber sehr einfach. In einem bekannten Gleichnis Jesu wird uns gesagt, daß das Unkraut unter den Weizen gesäet wurde, da die Leute schliefen. Ja wir schlafen. Es gilt aufzuwachen und den Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild mit allem Nachdruck zu führen. Aug. Kind.

*) Meldungen zum Beitritt zum „Volksbund“ werden am besten an Herrn Generalsekretär Pfarrer Lic. Bohn, Berlin NW. 87, Verlängerte Beußelstraße, gerichtet.

Eine Erinnerung an das neueste römische Jubiläum.

Der bedeutendste protestantische Bestreiter der unbefleckten Empfängnis Marias ist der ehemalige Oberlehrer am Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin und Privatdozent Lic. Dr. Eduard Preuß. Sein 1865 erschienenes, anscheinend fast verschollenes Buch über „Die römische Lehre von der unbefleckten Empfängnis aus den Quellen dargestellt“ (Berlin, Schlawitz) ist eine sehr fleißige Zusammenstellung von Waffen gegen das neue Dogma, der sonst nichts Ähnliches von protestantischer Seite an die Seite gestellt werden kann. Schon die Widmung: „Jesu Christo, meinem König und Gott“ verrät allerdings den extrem lutherischen Standpunkt, der in der dogmatisch rechthaberischen Beweisführung immer wieder hervortritt.

Nun ist es eine eigentümliche Tatsache, daß der bedeutendste protestantische Bestreiter des Dogmas auch die umfänglichste in deutscher Sprache erschienene Rechtfertigung desselben Dogmas, und zwar als Festschrift zum 25jährigen Jubiläum 1879, hat erscheinen lassen. Eine Tatsache, die ihr merkwürdiges Analogon in der anderen findet, daß der bedeutendste Befürworter des Dogmas den umgekehrten Weg eingeschlagen hat. Carlo Passaglia, über dessen hohe Abstammung einst geheimnisvolle Andeutungen umgingen, lange Zeit als der bedeutendste Theologe des heutigen Jesuitenordens gepriesen, von Papst Pius IX. beauftragt, die Definition des Dogmas wissenschaftlich zu rechtfertigen, überwarf sich mit dem Orden, trat mit päpstlicher Genehmigung aus demselben, überwarf sich aber dann auch mit dem Papste und trat auf Seite des Königreichs. Während des Vatikanums hat er die sonderbare Entstehungsweise des Dogmas von 1854 sehr offen besprochen.

Der Berliner Anhänger Hengstenbergs aber entwickelte sich immer mehr zum schroffsten Ultramontanen! Sehr viel Staat konnte freilich der Ultramontanismus mit dieser Aquisition nicht machen. Es hatten sich Vorgänge ereignet, die zur Übersiedelung Preuß' nach Nordamerika führten. Preuß selbst deutet diese Vorgänge in seiner Widerrufungsschrift an mit den Worten: „Was sein (Preuß') Verhalten zu seinen Schülern anbetrifft, so mochte wohl hin und wieder an das Licht getreten sein, daß sein Jugendideal Horaz und nicht der heilige Aloysius gewesen war.“ Nach Hengstenbergs, seines Meisters, Abfall von der genuin lutherischen Rechtfertigungslehre fühlte sich Preuß als die einzige Säule der altlutherischen Orthodoxie, nach seinen eigenen Worten: „Gott hatte ihn zum Vertreter der echt lutherischen Lehre ausgewählt, hatte ihn dazu auf das sorgfältigste ausgerüstet, hatte ihn zur Abfassung einer fulminanten Schrift über sein Zentraldogma (von der Rechtfertigung) beinahe genötigt. Und kaum hat dieselbe das Licht erblickt, da stürzt der Allerhöchste: Mann und Schrift und Zentraldogma in einen einzigen Abgrund.“ Ähnliche Vorkommnisse scheinen den Hüter reiner Lehre auch in Amerika aus seiner Stellung am lutherischen Concordiakollege in St. Louis in den Abgrund ge-

stürzt zu haben, aus welchem sich der unstreitig hochgelehrte und scharfsinnige Mann nunmehr zum Felsen Petri flüchtete, obgleich seine Synode ihm das ersehnte lutherische Zion tatsächlich dargeboten hatte.*) Sonderbar ist es, daß sich Preuß nunmehr taufen ließ, obgleich seine erste Taufe doch gewiß trinitarisch rechtgläubig gewesen sein wird.

Aus dieser Vorgeschichte erklärt es sich wohl, daß die Sühneschrift: „Zum Lobe der unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau. Von einem, der sie vormals gelästert hat“ (Freiburg i. B., Herder 1879) streng anonym erschien.

Gar so verwunderlich, auch aus inneren Gründen, ist es nicht, daß der alte Hochlutheraner, der Herausgeber Chemnitz' und Gerhards, nun anbetete, was er vordem verbrannt hatte, daß er seine frühere, sehr wertvolle Schrift nunmehr charakterisierte als „verruchten Spott und damit verknüpfte Gotteslästerung, die gleich dem Schrei eines verscheuchten Nachtvogels in der Wüste verklungen ist“.

Noch als rabiater Lutheraner stand Preuß auf Grund der Konkordienformel auf dem Dogma: „daß Christus von einer Jungfrau, unverletzt ihrer Jungfrauschaft, geboren; darum sie wahrhaftig Gottes Mutter (!) und gleichwohl eine Jungfrau geblieben ist“ (Solida Declaratio VIII, de persona Christi). Aus seiner amerikanischen Tätigkeit berichtet der Katholik Preuß folgendes: „Der Wortführer der sogenannten Jowasynode fragte in öffentlicher Disputation den allgemeinen Präses einer anderen noch strenger lutherischen amerikanischen Genossenschaft, auf Grund welcher Bibelstelle denn diese merkwürdige Lehre: „Virgo ante partum, in partu, post partum**) symbolisch fixiert sei“, und der sonst ausgezeichnete Vorkämpfer des reinen Luthertums konnte ihm nichts darauf antworten.

Interessant ist auch der Hinweis, daß Johann Gerhard, und ihm nach der Lutheraner Preuß, annahm, daß Christus von 300 bis 1300 mit seinen Heiligen wirklich und tatsächlich das Tausendjährige Reich auf Erden regiert habe. Der Katholik Preuß aber fragt: „Ist es nicht auch vernünftig und ratsam, auf Grund dieser orthodox-lutherischen Lehre vom „Tausendjährigen Reiche“ die Mitregenten Christi, die Heiligen, um ihre Fürbitte anzugehen?“

Preuß sagt in seiner Sühneschrift folgende tiefbegründete Wahrheiten: „Das eigentliche, streng orthodoxe und entschiedene Luthertum — dies muß der einst demselben Angehörige um der Wahrheit willen und mit herzlichem Danke bezeugen — hat nicht wenige und sehr erhebliche Berührungspunkte mit dem Katholizismus. Innere Berührungspunkte und Verwandtschaften, die nur des Hinzukommens günstiger Umstände bedürfen, um zu Vorbereitungsstadien für die Rückkehr in den Schoß der Mutterkirche zu werden.“ In der Tat: das Elend des Protestantismus beruht zum großen Teil auf dieser Tatsache!

Gewiß, wir wundern uns, wenn der bekannte Marienschriftsteller A. Nicolas sagt: „Alles dreht sich im Christentum nicht um Christus, sondern um den Empfängnisakt eines Weibes“ („Die Jungfrau Maria und der göttliche Plan“, Regensburg 1856 I. S. XI.), und wenn wir die Praktizierung einer solchen Theorie in den verflossenen Jubiläumsfeierlichkeiten erlebten. Aber ist es nicht genau dasselbe, wenn eine preußische Synode noch vor wenigen Jahren gegen Harnack „bekannte“: „Die jungfräuliche Geburt Christi ist der Grund- und Eckstein des Christentums?“

In der Tat, der Ultramontanismus mit allen seinen Ausgeburten, einschließlich des Dogmas von 1854, ist der folgerichtige Katholizismus, das orthodoxe Luthertum nur der unfolgerichtige. Insofern ist die Entwicklung eines Preuß organisch notwendig gewesen.

Wenn aber der „hochwürdige Bischof von Paderborn“, Dr. Konrad Martin, die Immakulataschrift des verkappten Ritters datiert: „Aus unserm Exil, am 24. August 1879“, und wenn wir damit die heutige Stellung der römischen Bischöfe vergleichen, so drängt sich uns Protestanten die eigenartige Jubiläumsbetrachtung auf, ob etwa seit 1900 das im Jahre 1300 beendigte Tausendjährige Reich der Klerisei aufs neue einsetzen will? H.

Robert Reinick.

Zu seinem hundertsten Geburtstage am 22. Februar 1905.

Von Gerhard Freybe.

II.

Das ereignisreiche Jahr 1848 hat der Dichter mit Wehmut und Betrübnis angesehen, es schien ihm ein frevelhaftes Treiben, ein Umsturz aller Ordnung und Gesetze. Alle Stürme und Unruhen konnten ihn zwar nicht aus seiner Bahn einer stillen Frömmigkeit bringen, und oft sah er in seiner milden Weitherzigkeit die Dinge der Welt in einem durch Liebe und Poesie verklärten Lichte.

Den Mann, der sein Wirken und Dichten in so besonderem Maße der deutschen Kinderwelt gewidmet hat, zog es immer wieder nach den Stätten seiner eigenen Kindheit; 1849 besuchte er Danzig, es war das letzte Mal. Bald kamen wieder Sorgen um seine Gesundheit; im Sommer 1850 unterzog er sich noch einer Kur in Rehme in Westfalen; auf der Rückreise besuchte er noch einmal mit seiner stets liebevoll nur um ihn besorgten Gemahlin Düsseldorf, wo er von den alten Freunden herzlichst empfangen wurde. Trotzdem er gealtert, aber auch weit bekannt und geehrt worden war, fanden sie in ihm den alten bescheidenen und kindlich liebenswürdigen Mann wieder, als der er einst dort geweilt hatte.

Bald grub die Krankheit allzudeutlich ihre Spuren in sein Gesicht; Schlaflosigkeit und mancherlei Schmerzen entkräfteten ihn zusehends, Gattin und Freunde sahen mit banger Sorge der Zukunft entgegen. Aber unentwegt arbeitete, zeichnete, dichtete, sann, plante, ordnete und ergänzte Reinick weiter mit einer bei seinem Leiden oft bewunderungswürdigen Frische; er besorgte und erlebte auch noch selbst eine zweite, ungewöhnlich beifällig aufgenommene Auflage seiner Gedichte; 88 Kompositionen zu einigen derselben gab es schon 1844.

Besonders schlimm war der Winter 1851/52; liebevolle Pflege und ärztliche Sorgsamkeit schienen vergeblich, die Schmerzen wuchsen; aber mit kindlich frommem, oft heiterem Wesen und freundlicher Geduld ertrug Reinick sie; wiederholt äußerte er seine Bereitschaft, sogleich dem Rufe Gottes zu folgen. Wenige Tage, nachdem er dauernd ans Bett gefesselt war, platzte eine Pulsader und machte seinem schweren Leiden am 7. Februar 1852 ein Ende.

Drei Tage darauf geleiteten die Klänge des Mendelssohnschen Trauermarsches seinen Leichnam hinaus auf den sogenannten „Weiten Kirchhof“, der in jugendlicher Frühlingspracht glänzte. Nach einem Chorgesange hielt Konsistorialrat Dr. Käuffer die Grabrede und zeichnete den Seelenadel des Entschlafenen; auch zwei Künstler und Freunde Reinicks, Berthold Auerbach und Theobald von Oer, sprachen bewegte Abschiedsworte. — Robert Reinick war von mittlerer Größe, schlank und frei in seinen Bewegungen; er hatte blaue Augen, braunes Haar und trug einen dunklen Vollbart; ein heller Tenor klang aus seiner Stimme. Seine Werke sind nicht mit ihm ins Grab gesunken, sondern leben und pflanzen mit dem Andenken an ihn auch seinen ernsten Geist, sein kindlich frohes Gemüt und seinen reinen Sinn fort.

Über Reinick als Maler ist nur wenig zu sagen. Neben dem schon mit seinen Worten geschilderten Bilde: „Jakob und Rahel“ ist sein Hauptwerk: „Der erzählende Pilger“, an dem er mit zahlreichen schmerzlichen Unterbrechungen arbeitete, und das erst gegen Ende seines Lebens vollendet wurde. Ein Pilger ist aus weiter Ferne heimgekehrt; von der langen Wanderung ermüdet, hat er sich im

*) Ein Gesinnungsgenosse Preuß' war und ist Professor Lämmer in Breslau, Hochlutheraner, dann Ultramontaner. Seine kürzlich erfolgte Dekorierung mit einem preußischen Orden beleuchtete die Lage.

**) „Jungfräulichkeit Marias bis zur Geburt, während der Geburt, nach der Geburt ihres Kindes.“

Schatten einer alten Linde auf einer Bank vor einer Waldschenke niedergelassen. Um ihn stehen der Wirt, Jäger und Soldaten und hören mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Berichten zu. Auch einige Kinder sind zugegen; doch sie können nicht abwarten, bis die Reihe an sie kommt; neugierig und voreilig durchstöbern sie seine Reisetasche. Neben diesem Bilde, in dessen Hauptfigur man allerlei vom Wesen Reinicks selber finden kann, hat er zahlreiche kleine Zeichnungen und Landschaften gemalt oder auch in Kupfer gestochen. Sein Hauptverdienst als Maler besteht aber nicht sowohl in seinen Gemälden als vielmehr darin, wie er die Illustration durch den Holzschnitt verwandt, verbreitet und der Texterklärung dienstbar gemacht hat; wir sahen ja schon, daß er auch umgekehrt zu fremden Zeichnungen selber den Text geliefert hat.

Den Maler überragt der Dichter. Es gehört schon ein starkes, echt dichterisches Empfinden dazu, fremde Gedichte so nachzufühlen, daß man sie in die eigene Sprache übersetzen kann. Das hat R. Reinick getan; er hat die alemannischen Gedichte des Schweizers Johann Peter Hebel († 1825) ins Hochdeutsche übertragen; diese einst von Jean Paul und Goethe freudigst begrüßten Gedichte enthielten in der Sprache seiner Heimat Bilder aus dem Lande seiner Kindheit und von der Denkart, Sitte und Lebensweise seiner Landsleute. Es ist ein erstes Stück Heimatkunst, und auch um sie hat sich Reinick durch seine Übersetzung ein Verdienst erworben.

Die reiche, aber gemütvolle, kindlich einfältige Phantasie des Dichters spiegelt sich in seinen Märchen, von denen „Die Wurzelprinzessin“ am bekanntesten ist. An seinen Märchen, Geschichten und Fabeln, von denen wohl die meisten in dem nach des Dichters Tod herausgegebenen „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“ vereinigt sind, hat er besonders in den letzten Jahren seines Lebens gearbeitet, in denen er auch den Text zu einer Oper: „Konradin, der letzte Hohenstaufe“ für seinen Freund Hiller gedichtet hat, die in Dresden im Winter 1846/47 wiederholt mit Erfolg gegeben wurde. Für die Kinderwelt hat Reinick wiederholt einen „Jugendkalender“ herausgegeben, in manchen Jahren rührten alle darin enthaltenen Stoffe ausschließlich von ihm her. „Das ganze Jahr war ihm wie der Vorabend der Weihnachtsbescheerung“, mit so ungeteiltem Interesse arbeitete er daran.

Auch in seinen Gedichten macht sich seine kindliche Natur geltend, sagt er doch selber:

„Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!“

Ein Kind aber singt oder spricht singend gern beim Spielen seine Gedanken und Vorstellungen aus, und so lädt wohl alles, was Reinick gedichtet, unwillkürlich und unwiderstehlich zum Gesange ein; auch Lieder, die er gar nicht zum Singen bestimmt hat, haben oft einen lockenden, musikartigen Rhythmus. Und alle Töne erklingen in seinen Liedern, Ernst und Scherz, Humor und Schalkhaftigkeit, erzieherische Weisheit und tiefe Frömmigkeit, helle jauchzende Freude an der Natur und frische Lebenslust, überall aber in schlichter Einfachheit und zarter Reinheit! Außer Heine und Geibel ist wohl kein deutscher Dichter so viel komponiert worden wie Reinick, nur steht so oft nur der Name des Komponisten unter seinen Dichtungen.

Dieser „lustige Vogel“, wie er sich selber einmal nennt, hat eine große Anzahl von Tierliedern gedichtet; er mußte ein großer Freund der Tierwelt sein, hat sie fein beobachtet, so daß man sie vor sich zu sehen glaubt, die Hähne, Katzen, Kaninchen, Schwalben, „die freche Gesellschaft“, die über das Mahl der Menschen im Freien herfällt. Welches bekanntere Tier ist wohl nicht in seinen Liedern zu finden? Sein naives Tiermärchen, ein „Käferlied“, wirkt höchst komisch, und doch fühlt man einen tieferen Sinn in der schalkhaften Warnung am Ende.

Aber auch Pflanzen und Blumen hat Reinick besungen; wer kennt nicht die „Frühlingsglocken“? Jubelnd melden Schneeglöckchen, Maiglöckchen und Blauglöckchen nacheinander Geburt, Einzug und Abschied des Frühlings läutend.

Alle Jahreszeiten und Feste, Tag und Nacht, besonders aber Lenz und Frühling sind von ihm besungen, von den Lebenszeiten aber vor allem die Kinderzeit. Wie viele reizende Wiegenlieder stammen von ihm, wie hat er sich in die Kinderstube und das Getümmel im Garten hineinversetzt; so kann nur einer schildern, der selber Kindlichkeit und Jugendkraft in sich trägt. Echt pädagogisch verfährt er in zwei kurzen Gedichten, die wohl allen aus der Schulzeit gut bekannt sind. Zunächst „Der Faule“. Welch drolliger Gegensatz, der Knabe spielt die Rolle seines Vaters, scheint das, was dieser ihm gesagt hat oder gleich sagen wird, seinem Hunde zu befehlen, bis er plötzlich überrascht wird und nun wirklich die Rolle des Hundes spielen muß, nur daß sie dadurch für ihn verschärft ist, daß er unfreiwillig sich selber das strafende Urteil gesprochen hat. Mit wie einfachen Mitteln, mit wie wenig Worten, oft unvollständigen Sätzen wirkt hier der Dichter. Trotz der Kürze sehen wir Knaben und Hund und beider Bewegungen deutlich vor uns und hören die nahenden Schritte des Vaters. So ist er auch in seinen Gedichten ein Maler. Und dann das anmutige, fröhlich-ernste Pendant dazu, das man „Der Fleißige“ nennen könnte, der die „Versuchung“ überwindet, die Sonnenschein, Vögelchen und Apfelbaum dem emsigen Knaben bereiten. Auch hier wieder die einfachsten Mittel der Darstellung, und doch sehen wir das Arbeitskämmerlein, den sonnenbeschienenen Garten, den fruchtbeladenen Apfelbaum, den zwitschernden Vogel vor uns. Wie kurz ist in den fünf Worten „Der Knabe schreibt und schreibet“ der Eifer, die energische Konzentration aller Gedanken des Knaben auf seine pflichtmäßige Aufgabe ausgedrückt; man sieht förmlich, wie er die Stirn in ernste Falten zieht und krampfhaft Auge und Ohr seiner Arbeit allein zuwendet.

Auch in seinen Wander- und Naturliedern findet sich die unbezwingliche Heiterkeit und der kindliche Frohsinn; wie dankbar muß der so oft von Krankheit heimgesuchte Dichter gewesen sein, der so fröhlich und gottvertrauend sich an allem freuen kann, aus dessen Munde wir kein Wort der Verbitterung oder enttäuschter Klage hören! Am bekanntesten sind wohl „Sonntags am Rhein“ und „Sonntagsfrühe“. „Der leise Anflug frommer Vaterlandsliebe, der am Schlusse des ersten Liedes hervortritt, gibt dem Ganzen hier eine liebliche Haltung und vergeistigt das Bloß-Pittoreske“, sagt Barthel; und so finden sich oft solche leisen Anklänge ans Vaterland, so in dem weitbekannten „Deutschen Rat“, wo ja zu einer allgemein menschlichen Pflicht und Tugend ermahnt wird, aber wiederholt diese Mahnung durch Hinweis auf deutsches Wesen verschärft wird.

Wie Reinick überhaupt das Leben in Dorf und Stadt, so hat er auch sein eigenes gar oft in seinen Liedern gespiegelt, und besonders geben die Lieder „geselliger Lust“ Zeugnis von seinem Künstler- und Freundschaftsleben. Alle Literaturhistoriker sind darin einig, daß die Hauptkraft Reinicks in seinen lyrischen Liedern lag, besonders auch in seinen Liebesliedern; ihm ist „wie wenigen das naive und schalkhafte Liebeslied gelungen“, urteilt Vilmar. Seine eigene Verlobung und Gattenliebe scheint „Nichts Schöneres“ zu schildern. Eine entzückende Erinnerung an den ersten Kuß enthält sein kurzes „Nach und Nach“. Die berückende, unwiderstehliche Allgewalt der Liebe empfindet man aus seinem „Ganz notwendig“; hier birgt sich der schlaue, aber doch unschuldige Schalk unter dem Schein des ernstesten Rechtes. Spricht hierin der Jüngling, so läßt er in drei anderen Gedichten das Mädchen vor sich selbst ein Geständnis ablegen, von denen das erste die von der Liebe bezauberte Mädchenunschuld unübertrefflich darstellt.

Auch in Balladen und Romanzen hat sich Reinick versucht; zu der ersteren Art gehören die schwermütigen „Mondwanderung“ und „Der Bleicherin Nachtlied“; in diesem rührend sanften und reuevollen Geständnis eigener Schuld ist der Refrain besonders ergreifend und

wirkungsvoll, in dem die lebensmüde, resignierte, friedensuchende Stimmung so stark hervortritt. Romanzenartig heiter ist der vielgesungene „Diebstahl“. Daß er aber auch das Herzeleid enttäuschter Liebe mitfühlt, zeigt sein „Wunsch“ oder „Rückkehr“.

Wir behaupteten, Reinick sei als Mann doch auch zugleich noch ein echtes Kind gewesen; der Schlüssel zur Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt in seiner echten, weitherzigen, aber sittlich ernsten Frömmigkeit, die die Wurzel von echtem Mut, aber auch von echter Demut, die der Grund von mannhafter Arbeit, aber auch von kindlich-treuem Gottvertrauen ist. Es ist ein didaktisches Lied, ein Lehrgedicht, das aber — eben so wenig wie sein Deutscher Rat — trocken ist, sondern in dem sich sein eigenes Wesen warm und stark ausspricht: „Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!“

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menschen zeige deiner Menschheit Größe,
In kräft'ger Tat bewähre sich dein Wille;
Vor Gott erkenne deine Schwäch' und Blöße,
Nur bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Und fühlst du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken sei ein Mann, fühl' als ein Kind! —
Dein Geist durchdringe ohne Rast das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe;
Dem Wohl der Brüder gelte dein Bestreben,
So kräftigest du dich zu höh'rer Liebe.
In reinem Herzen sollst du ihrer warten
Zu schönerem Erblühn im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! —
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blütenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh' als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen! —

Wir fühlen es, dieser Mann hat Jesum verstanden und mit Paulus sich seiner Gotteskindschaft und seiner Kindesherrlichkeit gefreut. Wie ideal nicht nur, sondern wie tiefernst er seinen Künstlerberuf auffaßte, als Ausdruck seines wahren Wesens, als Gabe des Höchsten und Besten, was er in sich hat, zeigt seine Legende: „Wie die Künstler berufen wurden“; als eine Art Engel, als des Himmels kundige Gottesboten schildert er sie, die der Menschen Sinnen und Trachten aufwärts richten sollen; das zeigt aber noch schöner sein „Dichtergebet“:

O Herr, der du der Quell des Lebens bist,
Du weißt es, was in mir des Lebens ist.
Erleuchte gnädig die Gedanken mir,
Daß ich nicht hege, was da krank in mir,
Und was des Todes wert, das töte ab,
Laß mich es still versenken in ein Grab;
Doch was ein Teil von deinem Ebenbilde,
Laß mich es formen in ein rein Gebilde,
In Worte laß, in Weisen es mich fassen,
Daß ich es kann vor Menschen tönen lassen;
Auf daß die Funken, die mein Herz durchsprühn,
In andern zünden und als Flamme glühn,
Daß an der Freudigkeit, die ich gefunden,
Manch Herz zu neuer Frische mag gesunden! —
Du, aller Wahrheit, alles Lebens Grund,
Herr, mach mich wahr und freudig und gesund!

Ja, wahr, freudig und gesund ist Robert Reinicks Art im Leben und Wirken gewesen; diese drei Eigenschaften lassen den echten Dichter als einen liebenswerten Menschen und christlichen Volkserzieher erscheinen. Möge etwas von seinem Geiste unserem Volke und vor allem unserer Jugend nie fehlen!

Die russische Kirche.

Von G. Schönwald.

IV.

7. Die russische Kirche und das Volkstum.

Die Frömmigkeit im russischen Volk ist keine sozusagen individuelle, sie erwächst nicht auf dem Boden der in Gott ruhenden Persönlichkeit, sondern sie ist eine kirchliche, kultische. Aber dies nicht allein; sie ist auch eine nationale. Sind doch in Rußland auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens Kirche und Nationalität, Kirchensitte und Volkssitte eng verwachsen. Charakteristisch sind die neun „vornehmsten Gebote der Kirche“: 1) Gott in demütiger Gesinnung anbeten und am Kultus teilnehmen, 2) die Fasten beobachten, 3) den Klerus ehren, 4) viermal jährlich beichten, 5) keine ketzerischen Schriften lesen, 6) Fürbitte tun für geistliche und weltliche Obrigkeiten, 7) außerordentliche Fasten und Bittgänge beobachten, 8) der Kirche ihr Gut nicht entfremden und 9) Hochzeiten nicht an kirchlich unstatthaften Tagen feiern. Die Christenpflichten erscheinen hier als wesentlich kultische. Tatsächlich besteht auch die Frömmigkeit eines großen Teils der orthodoxen Christen im Kirchenbesuch, regelmäßigem Fasten, der Verehrung der Bilder und dem Darreichen von Stiftungen aller Art für Kirche und Priester. Nebenbei fehlt allerdings nicht eine ziemlich gute sittlich-religiöse Erziehung im Jugendunterricht. Die betreffenden Katechismen sollen über die zehn Gebote, das Vaterunser und die Bergpredigt viel Treffliches enthalten. So sehr auch „Glaube“ und „Leben“ für Tausende orthodoxer Christen einen innerlichen Zusammenhang hat nur in der Erhebung über die vergängliche Welt und der Stimmung, die der Kultus erzeugen soll, so werden doch daneben im Katechismusunterricht der praktischen Frömmigkeit Wege gewiesen, die zu wirklichem Verständnis des Evangeliums führen. Das Vertrauen auf die göttliche Gnade und der Verzicht auf eigene Gerechtigkeit ist dort so klar erkannt, wie nirgends im römischen Lehrsystem.

Um die Volksfrömmigkeit der Russen zu verstehen, muß man den Versuch machen, in die Eigenarten ihres Nationalcharakters und ihrer Rasse einzudringen. Diese Eigenart ist uns Deutschen, so sehr sich das Slaventum auch äußerlich von uns abschließen mag, durch die neueren russischen Schriftsteller gut bekannt und fast vertraut. Ein Tolstoi, ein Turgeniew, ein Dostojewski und neuerdings der geniale Maxim Gorki, deren Werke der Deutsche, des westnachbarlichen Zuckerbrotes satt, als eine Speise kräftigen Erdgeruchs verschlingt und oft weit überschätzt, lassen uns tiefe Blicke tun ins Herz des russischen Adligen, des Bürgers und Gewerbetreibenden und besonders des Bauern. Der Russe ist Stimmungsmensch. Unklare, dumpfschwermütige, oft sentimental-weichliche wechseln mit exzentrischen Gefühlen. Seine Kirche ist ihm lieb und verehrungswürdig, ihr Besitz beseligt ihn sogar gelegentlich, aber er fühlt sich so vieler Herrlichkeit unwert. Er ist gelegentlich von der ärgsten Zerknirschung über seine Sünde erfüllt und bereit, es Gott und Menschen zu gestehen, daß er sehr schlecht sei. Gesundes Schuldgefühl ist nur wenig dabei. Charakteristisch für den Russen, besonders der unteren Stände, ist im Zusammenhang mit diesem Zug ein schlaffes Mitleid mit dem Verbrecher. Er ist ihm in erster Linie ein Unglücklicher, den man nicht noch mehr betrüben darf, indem man ihn streng und energisch anfaßt. Die elende, willkürliche Justiz des Landes bestärkt das Volk in solchen Gesinnungen.

Weder die russische Kirche, noch ihre Gläubigen sind eigentlich fanatisch. Wenn Roms hervorstechende Charakterzüge die Unduldsamkeit und das Eroberungsbedürfnis sind, so pflegt die anatolische Kirche und der Einzelne in ihr eine gewisse Toleranz. Die Kirche hat ein geringes Expansionsbedürfnis. Ihr nationaler Papst, der russische Zar, besitzt ungeheure politische Machtmittel; er braucht keine kirchlichen. Die russische Kirche ist insofern genügsam. Auch der Einzelne weiß, seine Kirche ist groß und erhaben; das reicht für sein kirchliches Selbstgefühl aus. Der russische Bauer wird nicht gereizt, wenn der Protestant neben ihm die Fasten bricht. Ein Vergleich mit Tyroler Zuständen ist lehrreich. Dort empfindet der Bauer das Verhalten des Protestanten als Mißachtung seiner heiligen Kirche. Wehe dem arglosen Andersdenkenden, auch in katholischen Gegenden Reichsdeutschlands, der etwa eine Straßenprozession ignorieren

wollte. Er kann sich auf Tätlichkeiten gefaßt machen. In der orientalischen Kirche herrscht mehr die Stimmung des Mitleids gegenüber dem Ungläubigen. Man beschwört ihn um seiner selbst willen, doch Gott nicht zu beleidigen.

In der Ausübung seines Glaubens ist der Durchschnittsrusse ohne Individualität. Jeder verehrt die Heiligen in derselben Form. Das freie Gebet ist kaum bekannt. Man betet in kurzen, kirchlichen Formeln. Kuß des Bildes und und Kerzenanzünden gelten als sehr wichtig.

Eigenartig ist im russischen Kirchentum die Verbindung, die dieses mit dem Nationalgeiste eingegangen ist. Der Begriff des „Russischen" und des „Orthodoxen" bilden eine unlösbare Einheit. So lange einer nicht zur Kirche übertritt, gilt er dem Russen für landes- und volksfremd. Man wechselt mit der Kirche die Nationalität. Der Deutsche, der in Rußland „orthodox" wird, verliert unmittelbar sein Deutschtum; er ist nicht mehr im stande, sich vor Russifizierung zu schützen. Man erträgt es sehr schwer, wenn ein Glied der Zarenfamilie der rechtgläubigen Kirche nicht angehört. Wenn vieles an der orthodoxen Kirche anspruchsvoll, brutal, ultrakonservativ, spröde-abgeschlossen erscheint, so ist dies zum großen Teil dem sie durchdringenden Nationalismus auf Rechnung zu setzen.

Eine starke Steigerung der Frömmigkeit der Leute in der Welt stellt die der Mönche dar. Sie sind die eigentlichen Büßer und Heiligen; die Gläubigen haben nur zu tun „was sie können". „Siehe da, ein vollkommener Christ", sagte ein alter Klosterbruder vor dem Bilde eines in seiner Kutte gekreuzigten Mönches. Der asketisch lebende Mönch, der die Welt verachtet, indem er auf Ehe und Besitz, sowie den Gebrauch aller Kulturgaben verzichtet, ist für orthodoxes Denken noch viel direkter, als auf römischem Gebiet, der Repräsentant vollkommenen Christentums. Eine Verschiedenheit von Orden besteht in der anatolischen Kirche nicht. Das Mönchtum, das auf den Regeln des heiligen Basilius ruht, ist ein einheitliches. Seine früheste Form ist das Anachoreten- und Eremitentum. Bald aber entwickelte sich das eigentliche Klosterwesen, d. h. die Sammlung von Mönchen in einem gemeinschaftlichen Hause mit gemeinschaftlichem Leben und mehr oder weniger strenger Regel. Es gibt in Rußland und im Balkan ganze Einsiedlerkolonien und Mönchsdörfer. Allgemein bekannt ist auch im Abendlande der heilige Athosberg als eine Mönchsrepublik mit seinen 10000 Klosterleuten in 20 Klöstern (davon gegen 6000 Russen), seinen 150 Einsiedeleien und seinen 13000 Manuskripten wichtiger griechischer und slavischer Urkunden.

Die mönchische Frömmigkeit zeigt sich bei ihren edleren Repräsentanten in der Form der Mystik. Man genießt Gottes in stiller Betrachtung; man ruht aus im Anschauen seiner Herrlichkeit und glaubt sich in unmittelbare Berührung mit ihm gekommen. Die Mönche auf dem Athos behaupten, das Licht der Verklärung, welches Jesus auf dem Tabor umleuchtet habe, das ungeschaffene Licht, in dem Gott wohne, werde von ihnen wahrgenommen. Die höchsten ekstatischen Seligkeiten behaupten die Athosmönche zu erreichen durch längere Betrachtung der eigenen Nabelgegend unter ruhendem Schweigen (Hesychasten). Die Kasteiung spielt im anatolischen Klosterwesen nicht die Rolle wie im abendländischen. Das Mönchtum der Griechen stellt mehr die vollzogene Sinnesänderung dar, das der Römer will mehr Büßung und in gewissem Sinne Strafleiden sein. Der römische Mönch will Verdienste erwerben, der griechische mehr die himmlische Lust, das Leben der Engel und ihre Seligkeit vorwegnehmen. Hier ist der Mönch mehr der friedevolle, beruhigte Mensch, der in der Verachtung seines Leibes selig ist, dort ist er mehr der Büßer, der mühsam der Vollkommenheit entgegenstrebt. Auch unter den Griechen gibt es rohe Formen des Mönchtums, beschauliche Faulpelze und stumpfsinnige Gewohnheitsmenschen.

Frauenklöster sind in der anatolischen Kirche viel seltener als in der römischen.

Vom Büchertisch.

Charles Booth, Life and Labour of the People in London. 17 Bände. (London, Macmillan and Co.)

Wie mir Rev. Davis von der Unitariergesellschaft in London mitteilte, ist Ch. Booth ein wohlhabender Mann, der mit großem Kostenaufwand und sehr zuverlässigen Mitarbeitern dieses äußerst wertvolle Werk über das Volksleben in London herausgab. Die ersten 4 Bände behandeln die Armut nach verschiedenem Gesichtspunkt. In weiteren 5 Bänden werden Arbeit und Arbeiterschaft beleuchtet, in 7 Bänden die religiösen Strömungen und das kirchliche Leben in den einzelnen Stadtteilen Mir liegt der letzte Band vor: eine Übersicht (auf 432 Seiten) und zusammenfassende Darstellung der englischen Staatskirche, der Nonconformisten, der katholischen Kirche, des Missionswerkes 2c. — Ich kann hier nur wiederholen, daß mir das ganze Werk in England als zuverlässig und jedenfalls als das beste gerühmt worden ist. Daß es darin an subjektiven Urteilen nicht fehlt, ist selbstverständlich. Wer aber das Leben in London nach irgend einer Seite hin studieren will, sollte sich das Werk verschaffen. Jeder Band kostet 5 M.

Friedenau. A. Urbain.

The Hibbert Journal, eine Vierteljahrsrevue über Religion, Theologie und Philosophie. Herausgegeben von einem englisch-amerikanischen Gelehrtenkonsortium, finanziell getragen von den Hibbert Trustees. (Bei Williams and Norgate in London: 4 Hefte 10 M.) Der II. Vollband liegt uns jetzt vor (864 S.), zugleich auch das 1. Heft des III. Bandes (Okt. 1904.)

Diese Zeitschrift ist im vornehmsten Sinn liberal, mit reichstem Inhalt. Sie hat ihresgleichen weder in deutscher, noch französischer Sprache. Jedes Heft enthält etwa zehn Aufsätze über die oben angegebenen Gebiete, alle aus ersten Federn; dazu fachkundige Besprechungen der besten Erscheinungen aus der letzten Zeit. Nur zu unserem Schaden würden wir die Regsamkeit der Anglosachsen auf allen Gebieten der Philosophie, der theoretischen und praktischen Theologie außer acht lassen. A. Urbain.

H. H. Wendt, The Idea and Reality of Revelation. — Typical Forms of Christianity. (London, Phil. Green. 1904. 1 M.)

Zwei Vorlesungen des Jenenser Professors, vor den englischen Unitariern zu London und Oxford im Mai 1904 gehalten. Auch bei uns könnten sich wohl gebildete Laien für die in leichter englischer Form gehaltenen Darlegungen interessieren: I. Idee und Inhalt der „Offenbarung". An diesem Wort haftet für viele noch so viel unnütze Mystik, daß man gar nicht genug auf Klarlegung des Begriffs dringen kann. Wendt hilft, das sträfliche Phrasentum aus der religiösen Sprache zu bannen. Über den psychologischen Prozeß, in dem religiöse Ideen entstehen, ließe sich natürlich noch manches mehr sagen, als in so einem Vortrag möglich war. Außerdem liegt ja wohl die Religionspsychologie noch sehr im argen. II. Wendt charakterisiert 7 typische Formen des Christentums: 1) die superstitiöse Form, in der sich das Wesen der polytheistischen Religion wiederholt; 2) den dualistischen Typus, besonders im Gnosticismus, Manichäismus, Katholizismus; 3) Enthusiasmus; 4) Mystik; 5) Orthodoxie; 6) Rationalismus; 7) Prädestinatianismus. Allen diesen Typen stellt er den „evangelischen" gegenüber.

Urbain.

Gott in uns und Gott außer uns. Eine Existenzfrage für die religiöse Gewißheit, beleuchtet von Professor Dr. Paul Schwartzkopf. Halle a. S. und Bremen, C. Fr. Müllers Verlagsbuchhandlung, 1905. 56. S. Preis 1 M.

Ein sehr empfehlenswertes Schriftchen. Allerdings werden das nur die finden, denen bange ist, daß über der gar großen Betreibung und Anpreisung der Gefühlswelt und Willensstrebungen, die unter der Erscheinung Gottes in der Psyche entstehen — oder gar diese hervorbringen sollen, immer mehr und mehr der objektive Gottesbesitz im Geiste der Zeitgenossen verdunkelt, unsicher gemacht werde; während doch ohne Sicherheit über den Gott jenseits meiner Innerlichkeit der Gott innerhalb dieser auf die Dauer nicht Bestand behalten kann, wenigstens für weniger romantisch angelegte Menschenkinder. Es gehört eben beides untrennbar zusammen: objektive Religion und subjektive Religiosität. In dieser Gedankenrichtung möchte der Verfasser die Frommen vorwärts bringen. „Die geschichtliche Objektivität Christi (besser: Jesu) kann zur metaphysischen Objektivität Gottes (zum Bewußtsein eines Seins Gottes außerhalb unserer Innenwelt) nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar führen." „Es gilt in unserer Zeit mit allen Kräften dahin zu streben, auch von der Außenwelt her wieder den Zugang zu Gott zu finden. Denn ohne ihn müßte auch der innere Gottesbesitz, sobald die Wissenschaft volle Einsicht in die gezeichnete Sachlage genommen hat, seinen Gegenstand und damit seine Objektivität und Geltung verlieren." „Nicht nur der Abschluß der Weltanschauung, sondern ein spezifisch religiöses Bedürfnis treibt mithin zur Erneuerung der Gottesbeweise." M. F.

Karl Geroks „Palmblätter" behaupten seit nahezu 50 Jahren den ersten Platz unter den Büchern, die als Konfirmationsgeschenk bevorzugt werden. Sind doch weit über 400000 Exemplare von diesem Buche bis jetzt verkauft worden! Die neuen Ausgaben, die der Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart herausgibt, werden in ihrem schönen, modernen Gewande und bei ihrem auffallend billigen Preise (von 3 Mark an) die Verbreitung sicher noch steigern. Jede Buchhandlung ist in der Lage, die verschiedenen Ausgaben zur Auswahl vorzulegen.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 11.

Bremen
Berlin.

11. März 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Erklärung und Bitte an den Evangelischen Oberkirchenrat. — Der Fall Heyn. 2. Zur Sache. II. — Erfreuliches und Unerfreuliches zum Fall Fischer. I. — Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. 3. Statistisches. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen

Erklärung und Bitte an den Evangelischen Oberkirchenrat.

Folgende Unterschriften sind bei Pfarrer D. Kirmß, Berlin W. 8, Kronenstraße 70, noch eingegangen:

Pfarrer Sparre, Marienhagen; Pfarrer C. Frank Keeken; Pfarrer Beumelburg, Trarbach; Pfarrer H. Kremers, Bonn; Pfarrer van Spankeren, Malmedy; Pfarrer H. Rühle, Gummersbach; Pfarrer Kattenbusch, Lennep; Pfarrer Heim, Lennep; Pfarrer Fischer, Euskirchen; Pfarrer em. Bleek, Bonn; Pfarrer Schütz, Krefeld; Pfarrer Rocker, Moyland; Pfarrer Luyken, Gummersbach; Pfarrer Rennekamp, Calcar; Pfarrer W. Heß, Baumholder; Pfarrer A. Eigenbrodt, Enkirch; Pfarrer H. Mellinghoff, Dieringhausen; Pfarrer H. Auler, Montjoie; Pfarrer Fr. Spieker, Waldbroel; Pfarrer H. Kaz, Uerdingen; Pfarrer Andreae, Remagen, Pfarrer Nell, Nottenstein; Pfarrer Wohlleben, Köln; Pfarrer Reichardt, Hotten; Pfarrer Rosenkranz, Wald; Pfarrer Küppers, Karthaus; Pfarrer Pfender, Zell a. d. Mosel; Pfarrer Reichard, St. Johann-Saar; Pfarrer und Superintendent em. Hollenberg, Bonn; Pfarrer Zurhellen, Luisendorf; Pfarrer Ammer, Eupen; Pfarrer Brauneck, Linnich; Oberpfarrer D. A. Werner, Guben; Archidiakonus Wuchner, Guben.

Der Fall Heyn.

2. Zur Sache.

II.

Wohin geraten wir? Eine Verwaltungsbehörde, die nach dem Grundsatz der Tüchtigkeit im Verwaltungsfach zusammengesetzt ist und zur Hälfte aus Juristen besteht, maßt sich an, Urteile über die Rechtgläubigkeit zu fällen, indem sie die theologischen Anschauungen ihrer bei der Sitzung zufällig anwesenden Mitglieder zum Maßstab nimmt. Wir halten wenigstens diese Mitglieder des Konsistoriums für so gebildet, daß sie erhaben sind über die Fiktion positiver Parochialvereinsmitglieder, als könnte heute noch ein Mitglied des Konsistoriums im gleichen und ganzen Sinne wie die Verfasser der Bekenntnisse diese Bekenntnisse verstehen und an ihnen moderne Anschauungen messen. Vielleicht kann das ein Zeller oder ein Harnack, die durch jahrelange Studien in den Geist jener Zeiten eingedrungen sind. Vielleicht! — Jedenfalls ein Konsistorialrat — vor allem ein Jurist, der kann das nicht! Und wenn einer dieser Herren die Worte „Gottheit Christi", „Erlösung", „Versöhnung" ausspricht, so ist er doch gewiß sich bewußt, daß in seinem bewußt oder unbewußt unter dem Einfluß der modernen Welt stehenden Kopfe die Vorstellungen, die diese Worte hervorrufen, andere sind, ja sein müssen — als die, die den Verfassern jener Bekenntnisschriften kamen.

So ist schon im Grundsatz keiner mehr korrekt — auch nicht einer — ganz abgesehen davon, daß in Einzelheiten alle diesen oder jenen Punkt des Bekenntnisses haben fallen lassen, daß unter ihnen verschiedene Richtungen sind, daß ein Kölling die Einhauchung eines jeden Versleins der Schrift lehrte — ein Stöcker, Faber, Dryander, von der Goltz darüber hinausgekommen sind, und wer soll entscheiden, was noch gilt? — Diese selbst nicht korrekten, diese zur Verwaltung bestellten, diese durch die schwere Arbeit der Verwaltung der theologischen Arbeit entzogenen Geistlichen und diese mit den Problemen der Religion und der Theologie höchstens dilettantisch bekannten, mit den ernsten Fragen der Seelsorge völlig unbekannten Juristen sollen das Urteil fällen, nachdem sie selbst die Anklage erhoben haben?

Frappant tritt hier die Unmöglichkeit zutage, daß diese Zustände dauern können, deren Opfer schließlich die Vertreter der Kirchenbehörde bei den beiden Urteilen über Fischer und Heyn geworden sind. Und diese Unmöglichkeit beweist der Stil der Verfügungen: Kein Wort der Begründung, kein Beweis für die Richtigkeit der eigenen Position, eine Anordnung einfach, wie man als Hausherr etwa souverän sie trifft. Das geht nicht, geht nicht länger um der Achtung willen, in der die Kirchenbehörden stehen müssen.

Wir übergehen das Wunderliche, daß in der Verfügung im gleichen Atem mit der Autorität der Schrift und der Person Jesu, bekenntnistreue Prediger und Behörden in Schutz genommen werden. Heyn hat überall mit gutem Ernst darauf hingewiesen, daß das Jasagen zu Lehren und Geschichten noch kein Glaube sei; Heyn hat scharf getadelt, daß man so tue, als existiere die moderne theologische Wissenschaft nicht (fast scheint's, als meine er hier mehr seine Gesinnungsgenossen). Heyn hat die Eiferer auf die Verantwortung hingewiesen, die sie einst leisten müßten, er hat aber treulich überall zum Frieden gemahnt, ja die Vorzüge und Tugenden orthodoxer Kreise auch gerühmt.

S. 281 f. Beschämen die Rechtgläubigen die freier Gerichteten nicht oft genug durch ihre Kirchlichkeit und ihre Opferwilligkeit?

S. 284. Wie dürfen wir fremde Überzeugung verachten, die wir des eigenen Glaubens leben wollen?

S. 451. Der ewige Vater hat uns alle geschaffen. Also wie dürfen wir miteinander hadern, wenn seine Herrlichkeit sich in uns verschieden offenbart! Mag denn wer da will sich mit der schweren Rüstung von tausend Glaubenssätzen umgeben — ja, ich tue da nicht mit, ich würde fürchten, damit dem einen Herrn und Meister zu nahe zu treten; aber ich weiß, daß manchem der schwer gepanzerten Recken hinter der schweren Rüstung ein warmes Herz schlägt, das ungeheuchelten Gottesglauben in echter Menschenliebe betätigt. Mit dem darf ich nicht grollen und hadern. Dem soll ich nachsehen und vergeben, was er Absonderliches an sich hat. Dem soll ich mich, sofern er nur will, zu ehrlicher Arbeit verbinden können. Wahrhaftige Freiheit muß sich auch dadurch ausweisen, daß sie fremde Art versteht und erträgt.

Aber müssen denn nicht auch bekenntnistreue Prediger und Behörden sich aus Gottes Wort die Kritik ernster Mitbürger gefallen lassen! Sind sie unfehlbar? unantastbar? oder etwa . . . . unbußfertig! Sollte nicht ein solches Wort Heyns gerechtfertigt sein:

S. 464. Ich gestehe offen, manchmal steigt mir, wenn ich das Wort Glaube höre und lese, ein unüberwindlicher Widerwille auf. Sie, die das Wort immer im Munde führen, aber in ihrem Leben wenig oder nichts davon spüren lassen, sie sind schuld daran, daß sich manch tüchtiger Mensch kalten Herzens abwendet, so wie von religiösen Dingen gesprochen wird. Sie, die den Glauben, diese keusche geheimnisvolle Sache des Herzens, zu einer Summe von grobgeprägten und derb zusammengefügten Menschensatzungen

gemacht haben und über jeden, der sich nicht unter diese Satzungen beugt, mit dem Schimpfworte ungläubig herfallen, sie kennen weder die Schrift noch die Kraft Gottes.

Will das Konsistorium, will der deutsche Professor Propst D. von der Goltz diese groben täppischen Gesellen, wie sie hier richtig geschildert sind, wirklich in Schutz nehmen können. Ist das etwa Bekenntnistreue?

Aber Heyn ist allerdings von der selbstgezogenen Linie für die Predigt an einer Stelle abgewichen, wenn er sagt:

S. 485. Wie viele Pastoren, Superintendenten und Generalsuperintendenten begreifen es denn, daß das Urteil über Glauben und Seligkeit nach unserem Evangelium einem anderen zusteht als ihnen und daß, wenn Menschen richten wollen und müssen, sie von Gottes und Evangeliums wegen verpflichtet sind, keinen anderen Maßstab anzulegen, als es hier der Herr Christus selber tut.

Nun Luther hat den Bischöfen, als er noch Glied der katholischen Kirche und noch nicht der Luther der Geschichte war, gründlich die Wahrheit gesagt und in dem zitierten Satze Heyns ist nicht ein Körnlein nur, sondern ein ganzer Sack voll Wahrheit — aber dieser Vorwurf mußte ausscheiden, denn fein und dankbar gegen seinen eigenen Superintendenten und Generalsuperintendenten hat Heyn diesen Satz in seiner Verteidigung als zuweitgehend bezeichnet:

„. . . er konnte auch leicht den Eindruck erwecken, als ob ich damit den mir unmittelbar vorgesetzten Superintendenten und Generalsuperintendenten hätte treffen wollen, was sich schlecht genug mit der Pflicht der Dankbarkeit, der ich mir sowohl gegen meinen damaligen Herrn Superintendenten, wie gegen den Herrn Generalsuperintendenten für ihr Verhalten gegen mich bewußt bin, vertragen hätte.

Die Übereinstimmung also der theologischen Überzeugung und des religiösen wie sittlichen Empfindens eines Pfarrers mit dem Anschauungen der gleichzeitigen Majorität der geistlichen und juristischen Mitglieder einer Behörde, das ist der Maßstab für die Brauchbarkeit eines Pfarrers im geistlichen Amt. So steht es zur Zeit in Preußen — oder wenigstens in Brandenburg — aber nein! noch schlimmer steht es, denn D. Fischer ist aufgegeben worden und zur Pflicht gemacht: Alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der im kirchlichen Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen — damit ist zum eigentlichen Richter der Amtstätigkeit aller Theologen auf der Kanzel, die durch die Agitation verhetzte Gemeindeorthodoxie und im letzten Grunde — der Denunziant gemacht!

Wir hoffen, ja wir glauben, daß nur eine ganz unglückliche Formulierung diese monströse Anschauung allerdings notwendig nach dem Wortlaut und Zusammenhang als die der Kirchenbehörde erscheinen läßt, wenn irgendwo, dann muß hier die obere Behörde Wandel schaffen. Aber kann sie es denn tun?

Man hört jetzt allerlei Rede: Wie konnte Heyn an den Oberkirchenrat appellieren, dessen Mitglied ja Vizepräsident D. von der Goltz ist? Wie kann der Oberkirchenrat das Konsistorium desavouieren? Nun das Wort desavouieren steht nicht in der Bibel, aber was man — unchristlich — so empfindet steht drin, bei Paulus im Galaterbrief Kap. 6, Vers 1. Sollte es nicht möglich sein, daß danach geschehe zwischen zwei evangelischen Kirchenbehörden. Auch Propst D. von der Goltz kannte als er — im vertraulichen Verkehr mit einer Behörde das Verhalten Heyns für taktlos erklärte, dessen ernste und schöne Rechtfertigung noch nicht. Wir meinen, es kann da viel geschehen, gewiß zum Vorteil der Kirche und zur Hebung des Ansehens der Behörden. Wir erwarten in Ruhe die Entscheidung des Oberkirchenrates, überzeugt von dem christlichen und kirchlichen Recht beider Männer, des D. Fischer und des Pfarrers Heyn. Aber wie auch die Entscheidung fällt, entweder der Ausgestaltung evangelischen Wesen zu Nutzen, dann kein Triumphgeschrei oder Ruhmrede gegen die Gegner, oder der Rückbildung zu Nutzen, dann kein Zetergeschrei und Schelten, in beiden Fällen, entschlossene, fleißige und fromme Arbeit für alle, denen wir dienen können und damit für unsere Kirche und unser Volk.

Erfreuliches und Unerfreuliches zum Fall Fischer.

I.

Erfreulich ist uns in erster Linie alles, was erkennen läßt, daß weite Kreise den Ernst der Lage, die Gefährdung der Kirche und des religiösen Lebens, wie das geschehene Unrecht fühlen, dann erst mag uns auch freuen, daß unser mutiger Freund sich die Anerkennung Tausender erworben hat durch eine bescheidene, für ihn selbstverständliche Tat.

D. Fischers Vortrag erschien bei C. A. Schwetschke & Sohn bereits in 3. Auflage, das Stenogramm der Rede Pfleiderers, die ausgezeichnet die Gedankengänge Fischers und seine religiöse wie theologische Stellung beleuchtet, ist bei Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. erschienen und durch jede Buchhandlung zum Preise von 40 ₰ zu beziehen. Beigefügt sind die Reden der Debatte. Im Verlag von Gustav Winkler, Berlin NO., Große Frankfurterstr. 33, hat der kirchlich-liberale Parochialverein von St. Markus die Ansprachen auf dem Volksabend beim Protestantentage von D. Fischer, Pastor R. Emde-Bremen, Pfarrer Altherr-Basel und Direktor Dr. Pohle-Berlin unter dem Titel „Religion und Freiheit“ erscheinen lassen. Gegen Einsendung von 25 ₰ in Marken, auch in Partien, vom Verlag zu beziehen.

Eine fast gleich stark besuchte Versammlung wie am 18. Januar im Buggenhagen hat im Osten Berlins unter dem Vorsitz des Reallehrers Mielke getagt. Reichstagsabgeordneter Schrader, der Präsident des Deutschen Protestantenvereins, und Oberlehrer Dr. F. J. Schmidt beleuchteten die letzten Vorgänge. Und hier wie wenige Tage später in Schöneberg bei der Begründung eines kirchlich-liberalen Parochialvereins unter dem Vorsitz des Stadtrats Erler eine ernste, begeisterte und der Sache durchaus würdige Haltung. Es ist wahrhaftig an der Zeit, daß das alte Gerücht, daß die Berliner Kirchlich-Liberalen ihre Kämpfe „mit Bierseideln“ ausfechten, verstumme.

Aus dem Reich kamen Kundgebungen zuerst schon gleich nach Bekanntwerden der Verfügung von den Elsässer Gesinnungsgenossen, von den Protestantenvereinen Kaiserslautern, Dürkheim, Hamburg, Darmstadt. Ein Telegramm der in Köln versammelten Freunde des „Evangelischen Gemeindeblatts für Rheinland und Westfalen“ bezeugt „dem so scharf angefochtenen Kämpfer für freie evangelische Auffassung des Christentums ihre aufrichtige Sympathie und Dankbarkeit“, in dem Gemeindeblatt wird zur Unterschrift für die Kundgebung an den Oberkirchenrat aufgefordert und eine Resolution veröffentlicht. In Breslau versammelten sich freigesinnte Protestanten unter dem Vorsitz des Propstes Decke. Nach einem Referat von Professor Dr. Kaufmann und einer Debatte, an der sich Kircheninspektor Matz, Oberbürgermeister Dr. Bender, Professor D. Wrede und Redakteur Dölle beteiligten, wurde folgender Beschluß gefaßt:

1) Wir halten uns für verpflichtet, in der Pastor D. Fischerschen Angelegenheit Stellung zu nehmen, weil die Frage, um die es sich hierbei handelt, die ganze evangelische Kirche angeht. 2) Der Bescheid des Brandenburger Konsistoriums ist geeignet, den Verdacht zu erwecken, als ob die Geistlichen ihre Überzeugung nicht frei und öffentlich aussprechen dürften. Schon durch einen solchen Verdacht aber muß die ganze Stellung des geistlichen Standes unheilbar geschädigt werden. 3) Der Ton des Bescheides und die sich darin aussprechende Geringschätzung ernster wissenschaftlicher Arbeit und persönlicher Glaubensüberzeugung ist im Interesse der Gemeinde, des geistlichen Amtes und der Behörde selbst aufs tiefste zu beklagen. 4) Ohne uns zu allen einzelnen Äußerungen des Pastors D. Fischer zu bekennen, müssen wir doch verlangen, daß die Theologie, zu deren Vertretern er gehört, ihr Recht in der evangelischen Kirche behalte. 5) Was das Konsistorium dem Pastor D. Fischer zum Vorwurf macht, darin finden wir sein großes Verdienst. Es ist die Not der evangelischen Kirche der

Gegenwart, daß große Kreise unseres Volkes, und gerade viele der kräftigsten Geister, sich ihr entfremdet fühlen, weil sie Formen und Formeln wesentliche Bedeutung beizulegen scheint, die mit der heutigen Weltanschauung und mit den gesicherten, weithin anerkannten Ergebnissen der kirchengeschichtlichen und insbesondere der Bibelforschung im Widerspruch stehen. D. Fischer zeigt in seinem Vortrage einen Weg, auf dem die der Kirche Entfremdeten dem kirchlichen Leben wiedergewonnen werden können.

Aus Hamburg sandten am 14. Februar 1905 Herrn Pfarrer D. Fischer, St. Marcus, Berlin, Mitglieder der Konferenz liberaler Theologen in Hamburg folgendes Schreiben: Hochgeehrter Herr Doktor! Die Ihnen abseiten des Brandenburgischen Konsistoriums zu teil gewordene Eröffnung hat an vielen Orten einen Protest des theologischen Ehrgefühls und der protestantischen Gewissenhaftigkeit hervorgerufen. Auch wir Mitglieder der Konferenz liberaler Theologen in Hamburg fühlen uns gedrungen, es Ihnen vor der Öffentlichkeit auszusprechen, daß der gegen Sie gerichtete Erlaß uns unbegründet und nur geeignet erscheint, die Sympathien für Sie, hochverehrter Herr Doktor, zu stärken. Aber nicht nur, um Ihnen unsere Sympathie auszudrücken, senden wir Ihnen diese Erklärung, sondern auch darum, weil das Vorgehen Ihrer kirchlichen Behörde ein neues Kennzeichen der rückläufigen Strömung ist, welche den deutschen Protestantismus in der Erfüllung seines Berufes an unserm Volke behindern muß, wenn ihr nicht entgegengewirkt wird. Denn jener Erlaß ist nicht bloß das beklagenswerte Ergebnis einer unglücklichen Stunde in einem einzelnen kirchlichen Kreise, sondern der Ausdruck einer weit verbreiteten Ansicht, welche aus Eifer um Gott, aber mit Unverstand, hervorgeht, und deren Forderungen nicht kirchenerhaltend, sondern kirchenschädigend wirken. Wir an unserm Teile zusammengeführt durch das Bedürfnis steter theologischer Fortbildung, nicht um die Ergebnisse unserer Forschung nach außen hin zu bemänteln, sondern sie ernst und gewissenhaft zu vertreten, fordern die Freiheit dazu für jeden, der im Dienst der evangelischen Gemeinde steht und zur Verteidigung des evangelischen Christentums berufen ist, gleich wie wir diese Freiheit für uns selbst zu behaupten entschlossen sind. Inzwischen können wir aber nicht von der Hoffnung lassen, daß Ihre an den Oberkirchenrat gerichtete Berufung von Erfolg sein werde. Diejenige Behörde, welche im deutschen evangelischen Kirchenausschuß die größte Zahl deutscher Protestanten vertritt, kann mit dem weitherzigen ersten Erlaß dieses Ausschusses an die evangelischen Deutschen nicht derart in Widerspruch treten, wie es geschähe, wenn das Brandenburgische Konsistorium bei ihr Recht behielte. Wer in bewegter Zeit, von allen Protestanten Vertrauen fordernd, einen Platz an der Spitze des deutschen Protestantismus einnimmt, wird nicht willens sein, das allgemeine Vertrauen in Frage zu stellen, um einseitigen Bestrebungen nachzugeben.

Wir gedenken Ihrer, hochverehrter Herr Doktor, mit brüderlichen Grüßen.

Erfreulich das alles vor allem auch darum, weil in vielen Kreisen die Rede wieder aufkommt, daß es doch noch etwas sei um Mut und Aufrichtigkeit in der Kirche und daß von vielen jetzt über religiöse Einzelfragen, nicht nur über Gewissensfreiheit u. dgl. ernste, aber doch nur formale Dinge geredet wird.

Aus Görlitz schreibt man uns soeben: „Görlitzer Gemeindeglieder haben in diesen Tagen aus Veranlassung der Maßregelung D. Fischers eine Erklärung an den Evangelischen Oberkirchenrat abgesendet, in welcher die Behörde dringend gebeten wird, anzuerkennen, daß jeder in der evangelischen Kirche ein Recht zu leben und zu lehren hat, der durch Wandel sich zur Nachfolge Jesu bekennt. Die freudige Zustimmung, die diese Erklärung gerade bei solchen gefunden hat, denen D. Fischer während seiner hiesigen Amtstätigkeit als Seelsorger nahe gestanden hat, ist ein ehrendes Zeugnis für den jetzt so viel verlästerten Mann."

Auch Charlottenburg hat eine Kundgebung veranstaltet, und während wir dies schreiben, findet in Karlsruhe i. B. eine Versammlung statt.

Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland.

3. Statistisches.

In die äußerliche Ausdehnung der Bewegung mögen einige Zahlen einige Einblicke bieten. Sie werden indes nur zögernd gegeben und sind mit Vorsicht aufzunehmen. Fast die einzige Quelle für zuverlässige Angaben ist das Dietrich Brockesche Werk, das aber nur vereinzelt Zahlen nennt, und nicht unter einheitlichem Gesichtspunkt. Wichtig wäre es, einmal die Ausdehnung der Philadelphiabewegung zahlenmäßig zu kennen, sodann die Stärke derjenigen Kreise und Vereine zu wissen, die gleichsam die Interessensphäre der Philadelphia bilden, sofern sie ihr innerlich nahestehen und voraussichtlich über kurz oder lang in deren Strom einmünden werden. Indes läßt das vorhandene Material nur für einige Länder bezw. Provinzen ungefähre Zahlenangaben wagen. Die Hauptgebiete der älteren Gemeinschaften*) sind Württemberg, Baden, Ostpreußen und Schleswig-Holstein. Aus der Masse der württembergischen Gemeinschaften heben sich besonders 2 Verbände heraus: die 370 Michael Hahnschen und die über 300 „altpietistischen" Gemeinschaften, jene mit 13000, diese mit etwa 10000 Mitgliedern. Daneben gibt es noch etwa 100 Gemeinschaften. Der Vorsitzende des altpietistischen Verbandes, Rektor Dietrich, ist eine Säule der Gnadauer Konferenz und Herausgeber der „Philadelphia", daher findet dort die moderne Bewegung mehr und mehr Eingang. Die Hahnschen verhalten sich ihr gegenüber — wohl schon infolge der theosophischen Lehreigentümlichkeit ihres Gründers — einstweilen freundschaftlich ablehnend. Auch Baden hat 70 Hahnsche Gemeinschaften mit etwa 2000 Gliedern. Die Hauptarbeit tut hier der strafforganisierte Karlsruher „Verein für Innere Mission A. B." mit 150 Gemeinschaften, die 15 Vereinshäuser besitzen, und 25 Berufsarbeiter besolden. Ihr Vereinsorgan (Reichs-Gottes-Bote) zählt 18000 Abonnenten. Für die Vereinsarbeit, für Innere und Äußere Mission werden etwa 90000 Mk. aufgebracht. Dem Philadelphiaverein haben sich in Baden erst zehn freie Gemeinschaften angeschlossen. In Ostpreußen verhält sich der größte Verband, der Kukatsche Gebetsverein, grundsätzlich ablehnend der modernen Bewegung gegenüber; er ist streng konfessionell. Seine Mitgliederzahl beträgt sicher über 10000 (im Kreise Ragnit allein 3000). Aber auch der Philadelphiaverein hat dort Boden gefaßt. Der ihm angeschlossene Verein für Innere Mission in Ost- und Westpreußen zählte 3000 Mitglieder; daneben haben einzelne Philadelphiapastoren Gemeinschaften gesammelt, deren Mitgliederzahl vielleicht 1000 übersteigt. Für den Anschluß an den Philadelphiaverein kommt zunächst wohl der von Kukat abgezweigte, zweitstärkste Verband der Provinz in Betracht: der Zionsverein, dann die vom Reichsbrüderbund u. a. gegründeten, deren Zahl mäßig zu sein scheint. In Schleswig-Holstein hat dagegen der der modernen Bewegung angeschlossene Gemeinschaftsverein bereits die Führung. In 95 Gemeinschaften sammelt er wohl ca. 1300 Mitglieder; er besitzt 18 Vereinshäuser und sendet 12 Berufsarbeiter aus. Der Umsatz der Vereinsbuchhandlung belief sich 1902 (nach Fleisch a. a. O.) auf 76841,79 Mk., das Jahresbudget des Vereins auf 16405,90 Mk., der „Gemeinschaftsfreund" zählte 2700 Abonnenten, „Nimm und lies" erscheint in 70000 Exemplaren. Klar ablehnend stehen diesem Verein der nordschleswigsche Verein für Innere Mission und einige kleinere Gemeinschaften vorwiegend aus konfessionellen Gründen gegenüber; der erstere mit 1200 Mitgliedern in 80 Gemeinschaften; zugänglicher verhält sich wohl der Verein für Evangelisation und Gemeinschaftspflege, an dem sich beide Generalsuperintendenten beteiligen. Ein eigenartiges Bild bietete das reichentwickelte Gemeinschaftswesen in Hessen-Nassau dar. Die über 100 Gemeinschaften des Kasseler Bezirks, deren Mitgliederzahl mit 2500 schwerlich hoch genug geschätzt ist, gehören fast durchweg dem „Hessen-Nassauischen Gemeinschaftsbund" und damit der Philadelphiabewegung an. Im Wiesbadener Reg.-Bez. verteilen sich die 1500—2000 Mitglieder in 70 Gemeinschaften auf sechs bis sieben Verbände. Der auch dort stark vertretene Gemeinschaftsbund hofft dort erst, bald den zur Elberfelder Gesellschaft und zum Herborn-Dillenburger Verein gehörigen Gemeinschaften die Hand zu reichen, während die mehr freikirchlichen des Elberfelder Brüdervereins, der Neukirchener und Chrischonabrüder für ihn erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Im Königreich Sachsen sind 3—4000 Mitglieder in 106 Gemeinschaften dem Philadelphiaverein angeschlossen. Daneben gibt es nur noch 20 kleinere Gemeinschaften. In Brandenburg dominiert ebenfalls die Philadelphia, wenn auch ihre Arbeit dort erst in den Anfängen steht. Die Provinz zählt etwa 30, Berlin außerdem 12 Gemeinschaften, die 12 und mehr Berufsarbeiter besolden und etwa zehn Häuser oder eigene Säle besitzen. Daneben sind in der Provinz etwa zehn, in Berlin etwa acht nicht angeschlossene. Hamburg endlich zählt zwar nur vier dem Philadelphiaverein nahestehende Gemeinschaften, umfaßt aber damit gewiß 1000 Mitglieder; daneben

*) Für eine Statistik über das vielverzweigte Gemeinschaftswesen von Rheinland und Westfalen fehlen noch genügende Unterlagen.

bestehen noch die Stadtmissions- und vier kleinere Gemeinschaften. Die Anschargemeinde ist dabei außer Rechnung gestellt. Zum Schluß seien die Abonnentenzahlen der „Philadelphia“ genannt: 1892: 2000; 1894: 4700; 1898: 6000; 1900: 8000. Demnach jetzt etwa 12000, wobei man in Rechnung ziehen muß, daß neben ihr eine stattliche Reihe anderer gleichgesinnter Blätter stark verbreitet sind.

Nachrichten.

Universität. Pastor Dr. Jeremias an der Lutherkirche in Leipzig hat von der theologischen Fakultät den Lizentiatengrad hon. causa verliehen erhalten und durch eine Probevorlesung über „Altorientalische Erlösererwartung“ und „Messianische Weissagungen“ das Recht, Vorlesungen zu halten, erworben. — Professor D. Victor Ryssel in Zürich, der für die Textbibel von Kautzsch Jes. 40—66, Esra, Nehemia und Esther übersetzte, ist gestorben.

Schweiz. Spott tut weh, auch wenn er nicht so völlig verdient ist, wie im Falle Fischer, dessen Darstellung in der „Neuen Züricher Zeitung“ nicht nur die Freisinnigen, sondern auch viele Konservative zu fragen veranlaßte: „Wie ist denn so etwas möglich? im Staate der Intelligenz? Da, wo schon vor 100 Jahren ein Schleiermacher unbeanstandet gewirkt hat?“ Und die Schweizer haben Recht, so zu fragen; denn bei ihnen wäre die dem D. Fischer widerfahrene Unbill von seiten einer engherzigen Behörde unmöglich. Gewiß, auch in der Schweiz gehen die Prediger und die theologischen Professoren nach rechts und links auseinander; aber sie gehen gleichwohl, überall wo's gilt, auch miteinander und es fällt keinem ein, sich, wegen seines bißchen „Mehr- oder Weniger-Glaubens“, über den anderen zu erheben, oder sich gar zum Denunzianten zu erniedrigen. Daß die Einweihung der neuen Kreuzkirche in Zürich V, wobei Prediger der verschiedensten Richtung zum Wort kamen, keinen Anlaß zu polemischen Ausfällen gab, befremdete niemand; nur das Gegenteil würde es, als etwas Unschickliches, getan haben. Aber, was wohl bemerkt zu werden verdient, auch der katholische Pfarrer, D. von Matt, betätigte — und zwar im Namen des Vorstandes der katholischen Kirche — eine Toleranz, von der man in Deutschland kaum redet. „Er freue sich“, bemerkte er, „daß das große Hottingen endlich eine eigene Kirche habe. Auch die Katholiken beabsichtigen, im Kreise Zürich V eine Kirche zu bauen . . . und wenn sie einmal da sei, werde sie auch weite Türen bekommen, und auf dem Turme werde auch sie ein Kreuz haben und diese beiden Kreuze werden sich gegenseitig grüßen; sie werden Zeichen sein der Verehrung Gottes und der Liebe in der Welt.“ Was sagst du dazu, hochwürdiges Konsistorium? Du findest es schön und würdig und zeitgemäß? Nun, so gehe hin und tue desgleichen. D. D.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Unionsverein. 10. März, 8 Uhr abends, Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14. Professor D. Pfleiderer: Der Protestantismus und die Zukunft des Deutschen Reiches. — Berliner liberale Pastoralkonferenz. 19. März, 6 Uhr, Architektenhaus, Wilhelmstr. Außerordentliche Tagung.

Aufruf der Neuen Bachgesellschaft.

Beim zweiten deutschen Bachfest in Leipzig wurde durch Berliner Mitglieder die Anregung gegeben, der alle Anwesenden mit Begeisterung zustimmten, das Geburtshaus von Joh. Seb. Bach, in dem einer der gewaltigsten Geister aller Zeiten das Licht der Welt erblickte, zu erwerben, um es vor dem drohenden Untergange durch Bauspekulation zu bewahren und dem deutschen Volke dauernd zu erhalten. Der Neuen Bachgesellschaft ist es zu ihrer Freude gelungen, sich dieses Haus, in dessen geweihten Räumen ein Bach-Museum errichtet werden soll, zu sichern. Der Preis des Bachhauses ist von den derzeitigen kunstbegeisterten Besitzern auf den mäßigen Betrag von 26 000 Mark gestellt worden. Annähernd die gleiche Summe würde zur Erhaltung, Einrichtung und ersten Beschaffung eines Grundstockes für das Bach-Museum nötig sein. Der Kauf ist zwar abgeschlossen, doch sind die Mittel zur Erfüllung noch zu beschaffen. Es ergeht deshalb an die große Zahl der Verehrer Bachs, die in seinen erhabenen Tonschöpfungen Erbauung finden, sowie an alle edlen Künstler, auf die Bachs Kunst gewirkt hat, die Bitte, an der Aufbringung der Kosten für dieses neue lebensvolle Denkmal Bachs durch Spenden teilzunehmen; insbesondere aber werden alle Leiter von Chor- und Orchestervereinigungen gebeten, Aufführungen zu veranstalten, deren Ertrag der Erreichung des schönen Zieles dient. Die Unterzeichneten haben im Vertrauen, daß durch die Verehrer Bachs die nötige Summe unschwer aufzubringen sein wird, den Kauf abgeschlossen. Da der Kaufpreis bis Ende des Jahres zu erlegen ist, so ist eine rasche Betätigung der Opferwilligkeit geboten. Mögen recht viele an der Einlösung dieser Ehrenpflicht teilnehmen, die das gesamte deutsche Volk, die ganze gebildete Welt angeht, damit dem Andenken Bachs eine feste Stätte in seiner Heimatstadt Eisenach erstehe. Freundlichst zugedachte Gaben wolle man an die Verlagshandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig gelangen lassen, außerdem nimmt ein jeder der Unterzeichneten solche dankbarst entgegen. (Auch die Redaktion ist zur Übermittelung von Gaben gern erbötig.) Das Direktorium der Neuen Bachgesellschaft: Geh. Kirchenrat D. G. Rietschel, Professor der Theologie, erster Universitätsprediger und Direktor des Prediger-Kollegiums zu St. Pauli in Leipzig, Vorsitzender; Professor Gustav Schreck, Kantor zu St. Thomae in Leipzig, Schriftführer; Hofrat Dr. Oskar von Hase in Leipzig, Schatzmeister; Professor Dr. Joseph Joachim in Berlin; Professor Siegfried Ochs in Berlin; Professor D. Julius Smend in Straßburg i. E.; Karl Straube, Organist zu St. Thomae in Leipzig.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk!
Luise Kugler:
Spruchbuch
5. Auflage.
Hochelegant geb. mit Goldschnitt
Mk. 6.—.
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann
Bremen.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Sind Sie mein Kunde, so trag; derselbe enthält viele Kennen Sie meine Waren ein schönes Geschenk zur illustrierten Katalog, welcher ganz umsonst, wenn Sie mir
Friedrich Wilhelm Engels
weltbekanntes Stahl
verlangen Sie neuesten Nachwunderhübsche Neuheiten. nicht, dann sende ich Ihnen Probe, nebst meinem reich 2500 Nrn. u. Artikel enthält, 20 ₰ für Rückporto einsenden.
Dümmen-Gräfrath
Solingen No. 816.
waren-Versandhaus.

In meinem Verlage ist erschienen:
Katholizismus und Ultramontanismus.
Vortrag gehalten im Anschuß an den
Fall Bechstein
von Prof. Dr. Ziller, Vors. d. Zweigvereins Osnabrück des evang. Bundes.
Preis 20 Pf.
J. G. Kisling, Osnabrück.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.